48546
3.3

Weinsberger Kernerbücher

48546.3.3

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND SUBSCRIBED
FOR THE PURPOSES OF BOOKS
AND OTHER MATERIAL FOR
PURPOSES OF INSTRUCTION
IN GERMAN

Alldir weil Lieb bey Lieb ist, weiß Lieb
Lieb nicht wie Lieb Lieb ist, – wenn
aber Lieb von Lieb scheidt weiß Lieb
nicht wie Lieb Lieb [illegible]mer. –

Das

Kernerhaus und seine Gäste.

Das

Kernerhaus und seine Gäste.

Von

Theobald Kerner.

Mit dem Bildnis Justinus Kerners
nebst anderen Porträts und Illustrationen.

I. Teil.

Dritte Auflage.

Herausgegeben
vom **Justinus Kerner-Verein Weinsberg**, e. V.

Weinsberg
Verlag von Wilhelm Röck.
1912.

48546.3.2

HARVARD COLLEGE
NOV 17 1923
LIBRARY

German Department fund
(2 vols)

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck von Wilh. Röck, Weinsberg.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

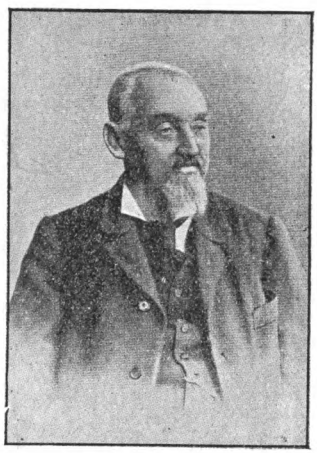
Titelbild: Bildnis von Justinus Kerner.
Zum Eingang. Mit Bildnis von Theobald Kerner . . . 1
Das Kernerhaus. Mit Abbildung 3
Das Studierzimmer 13
Die Weibertreu. Mit Abbildung 16
Die Weinsberger Kirche 33
Werkmeister Hildt 26
Parrot 40
Vergeltung 41
Etwas vom Seiltanzen 42
Friedrich List. Mit Bildnis 43
Ein falscher Freund 49
Oekonomisches 50
Isidorus orientalis 52
Der Sechser 54
Oberst Gustavson 56
Glückliche Kur 57
Wilhelm Müller. Mit Bildnis 59
Das Schlummerstündchen 61
Geisteskranke 64
Bei Frau Linsenmeyer 68
Die Asche der Toten 70
Frau von Krüdener. Mit Bildnis 71
Der Totengräber als Kutscher 73
Feuerlärm 76
Treue Liebe 80
Von Erfrorenen 82
Gefährliche Russen 84
Der schlechte Sitz 89

Seite

Somnambulen. Käpplinger, Stähle 91
Die Seherin von Prevorst. Mit Bildnis 94
Postbotendienst 99
Urlaubszettel 100
Heilbronner Künstler 101
Schullehrer Wurst 105
Die Barometerfüße. Das Regenbogenschüssele. Das Rezept auf dem Wams 110
Merkwürdige Heilungen 111
Der Tätowierte 114
Der alte Chirurg 115
Pfarrer Kindermann 117
Musikalisches 118
Der Staatschemikus 123
Gewitterangst 124
Der Herr mit der Nase 126
Der Hofkoch 128
Pfarrer Hermann 129
Die Pfannkuchenreise 131
Nikolaus Lenau. Mit Bildnis 134
Tod Geheimrat Kerners. Meines Vaters Erblindung. Mit Bildnis von Justinus Kerner 167
Kleckssographie. Mit Abbildung 171
Der Dichterstuhl 174
Entdeckter Kindsmord 175
Etwas von Mohren 177
Etwas von Schiller 178
Ein Dichterkleeblatt. Mit Bildnis von Uhland, Schwab und Kerner 179

Zum Eingang.

In ſeinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ hat mein Vater die Erinnerungen ſeiner Jugend von 1786 bis 1804, in welch letzterem Jahr er als Student die Univerſität Tübingen bezog, niedergeſchrieben. Meine Schweſter Marie, verehelichte Niethammer, nahm nach dem Tode des Vaters den Faden der Erzählung wieder auf und berichtete lieb und nett von ſeinen Studentenjahren und dem herrlichen Freundeskreiſe, in dem er damals lebte, von ſeiner Jugendliebe, ſeinen Reiſen, von Wildbad, von Welzheim, Gaildorf, wo er als Arzt weilte, und wie er dann mit meiner Mutter, ſeinem „Rickele“, nach Weinsberg kam und ſich ein Haus baute.



In dieſes Haus bin ich nach ſeinem Tode übergeſiedelt, es war ſo ſein Wille. „Das Haus ſoll auch nach meinem Abſcheiden noch mein Haus ſein! Ich will

darin wohnen bleiben, die Fremden, die es beſuchen, ſollſt du in meinem Namen empfangen und ſie ſollen ſich heimiſch darin fühlen und du ſollſt ihnen von mir erzählen und ſollſt Haus und Garten und jeden Baum, den ich gepflanzt, ehren und lieb haben. Gelt, das verſprichſt du mir, Theobald?“ Ich gab ihm die Hand darauf und habe mein Verſprechen gehalten, ich habe ſein Haus treu bewacht, erhalten, feſtlich geſchmückt, als erwarte ich ihn von einer langen Reiſe zurück. Da er aber ſo lange ausbleibt, habe ich im Heimweh nach ihm mich zurückverſetzt in die Zeit vor dreißig, fünfzig, ſiebzig Jahren, da er noch dem Hauſe Leben und Poeſie gab, und habe dieſe meine alten Erinnerungen niedergeſchrieben. Sie gehen von 1822, der Erbauung des Kernerhauſes, bis 1862, dem Hinſcheiden meines Vaters.

Das Kernerhaus.

Der alten Hexe, der bösen Maurersfrau, bei der meine Eltern, als sie von Gaildorf nach Weinsberg gezogen waren, vier Jahre in der Miete wohnten, erinnere ich mich noch gar wohl, sie war bitterbös und schuld daran, daß mein Vater sich ein eigenes Haus bauen mußte, weil es mit ihr nicht mehr auszuhalten war. Meine Schwester Marie hat in ihrem Buche: „Justinus Kerners Jugendliebe" dies alles ausführlich gesagt, sie hat auch vom Hausbau, wobei Uhlands Zimmerspruch gesprochen wurde, und von Haus und Garten gar vieles erzählt, deshalb berühre ich es hier nur flüchtig.

Das Haus, im Jahre 1822 am Fuße der Burg Weibertreu durch Werkmeister Hildt erbaut, war namentlich anfangs nur eine kleine, anspruchslose Doktorswohnung, hatte parterre Stall und Remise und ein Zimmer, eine Treppe höher vier Zimmer, im Dachstock zwei Kammern. Anno 1827 wurde ein Schweizerhaus mit Altane angebaut, wodurch zwei weitere Zimmer entstanden, und im großen Garten dem Hause gegenüber bot das Alexanderhäuschen*) auch drei trauliche Zimmerchen zum Uebernachten für friedliche Gäste. Dieser große

*) Alexanderhäuschen samt Garten konnten vom Just. Kernerverein leider nicht erworben werden. Ersteres wurde 1906 abgerissen und an seine Stelle eine kleine Villa erbaut.

Garten soll in alten Zeiten ein Kirchhof gewesen sein und das Gartenhaus mit der Jahreszahl 1600 über dem Eingang ein Totenhaus, weshalb es vom Verdacht, Geister zu beherbergen, nicht frei war; jetzt modernisiert, mit Altanen und Rebengeländen umgeben und mitten unter Blumen, war es für Dichter und andre berühmte Leute, zumal wenn sie zu zwei und drei zugleich darin nisteten, ein etwas enges, aber doch behagliches Nestchen. Alexanderhäuschen wurde es nach Graf Alexander von Württemberg, der oft darin wohnte, in späterer Zeit genannt. Im andern, dem das Wohnhaus umgebenden Garten, steht hart an der Weinsberger Stadtmauer ein uralter Gefängnisturm, im Volk Geisterturm genannt, welchen mein Vater von der Stadt gekauft hatte. Dieser bot auch, wie Uhland in einem Gedicht sagte: „Gelaß für Teufel und für Tintenfaß." In den dicken Mauern ward nämlich ein gotisches Zimmer mit Nischen und runden Kirchenscheiben wohnlich eingerichtet. Unter diesem Zimmer war das Burgverließ und oben eine Plattform mit herrlicher Rundsicht auf Kirche, Weibertreu, das Weinsberger Tal. Bei Tag nahm sich das Ganze hübsch und poetisch aus, aber in der Nacht und im Mondschein machte der Turm mit der alten Stadtmauer und dem riesigen Nußbaum, der seine schwarzen Arme gegen den Turm ausstreckte, und mit dem verflixt unheimlichen, epheuumrankten Eingang in das Burgverließ, einen gespenstischen, nichts weniger als einladenden Eindruck, namentlich für einen Fremden, der etwa spät abends im Kernerhause ankam und, weil kein andres Schlafzimmer vorrätig, in diesem Turmzimmer übernachten mußte. Ein Bett war auch nicht

darin, nur ein Armſeſſel und großer Teppich, in dieſen konnte er ſich einwickeln und träumen. Da gab's oft eine ſchlechte Nacht!

Juſtinus Kerners Frau.

Meine gute Mutter ſuchte darum auch bei ſchon überfülltem Hauſe jedem Gaſt womöglich eine beſſere Schlafſtelle zu bereiten, und da hieß es nicht: „Audiatur et altera pars!“ Wenn wir Kinder im ſogenannten Sargzimmer oben ſchon längſt im erſten Schlafe lagen, rief ſie zur Türe herein: „Kinder, ſteht auf! Es ſind noch Gäſte gekommen, ihr müßt Zimmer und Bett hergeben!“ Da galt nun kein Widerſtreben, wir taten's auch gerne, es gehörte ſozuſagen zur Hausordnung, unſer Zimmer wurde für die Fremden hergerichtet, und wir Kinder? Ach, danach fragte man nicht, es gab überall im Hauſe ein Plätzchen auf dem Boden, um ſich hinzulegen, und in warmen Sommernächten war im Garten auch eine Bank, wo man den Reſt der Nacht zubringen konnte, und mit Morgengrauen gingen wir dann in den nahen Wald und brachten ſchöne Waldſträuße heim. O, das war ein herrliches Kinderleben!

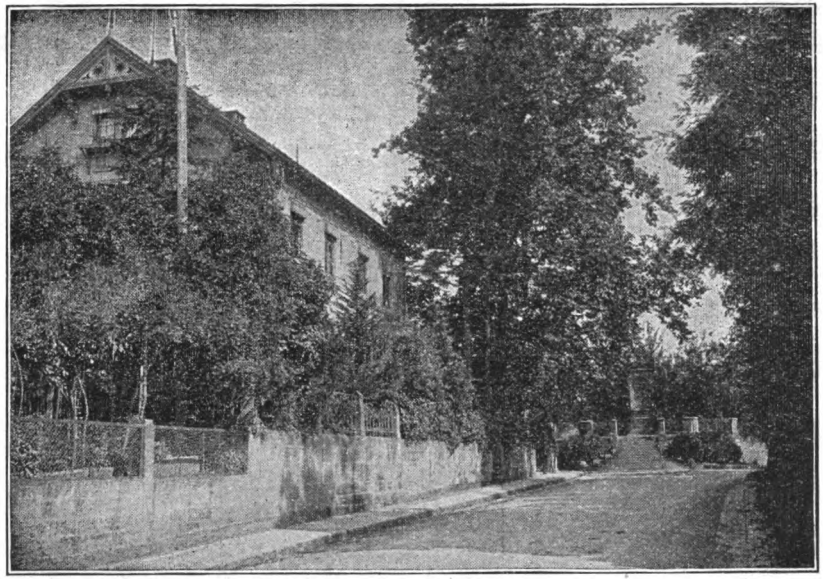
Als ich aber mit der Zeit heranwuchs und die Erkenntnis von Gut und Bös erlangte, da überkam mich doch oft ein mächtiger Zorn, wenn ich ſah, wie einer nur mit ſpöttiſchem Lächeln das Kernerhaus betrat,

die Menschen, Zimmer und Gänge fixierte, als wollte er sie einer Vivisektion unterwerfen, um die Wurmnester von Geistern zu entdecken, und wenn er meinen nur allzu guten Vater über Geister, Besessene, Somnambule inquisitorisch ausfragte, während immer der wohlfeile Witz um seinen Mund zuckte: „Wer an Geister glaubt, der hat keinen.“ Streckte er aus dem engen Schneckenhaus seines Gehirns die Hörner seines Geistes gar zu herausfordernd heraus, behauptete er, der Glaube an Geister vertrage sich nicht mit höherer Bildung und er begreife nicht, wie sich einer vor solchen Hirngespinsten fürchten könne, da dachte ich: „Wart, dir will ich!“ und sagte leise der Mutter: „Der Doktor, Professor, Privatdozent oder was er ist, will durchaus im Turmzimmer übernachten, aber unbeschrieen, es soll's niemand außer mir wissen,“ und nach dem Essen, wenn alles zu Bette ging, zündete ich mein Laternchen an und sagte zu dem Gast höflichst: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen das Schlafzimmer anweise; es ist nicht im Hause, sondern in der Dependance daneben,“ und leuchtete ihm durch den Garten hinauf zum Burgverließ und sprach: „Hier ist der Eingang zu einem alten Burgverließ; mein Vater hat ihn von außen hereinbrechen lassen, früher hat man die Gefangenen durch ein viereckiges Loch im Zimmer oben in den Turm heruntergehaspelt, es muß ein schreckliches Gefängnis gewesen sein, mancher ist darin gestorben und verfault, man fand darin ein Gerippe und eine Kette mit einem Halsring, diese und einige Menschenbeine sind auf dem Tische im Zimmer oben.“ Ich leuchtete ihm dann die Turmstaffeln hinauf, öffnete die eisenbeschlagene Eichen-

türe. „So, jetzt sind wir in Ihrem Schlafzimmer," sagte ich. Das Licht meiner Laterne wirft seltsame Schatten in die Nischen, zagend tritt er ein. „Dies soll mein Schlafzimmer sein?" fragte er, und ich merke, wie seine Stimme zittert. „Sie bleiben doch bei mir?" — „Lange nicht," sage ich, „doch eins will ich noch erzählen: Hier in diesem Zimmer, das vor wenigen Jahren noch ein Gerichtsgefängnis war, hat Graf von Helfenstein die letzte Nacht, ehe er von den Bauern zu Tode gespießt wurde, zugebracht; die lebensgroße Holzfigur in der Nische links hier stellt seinen Beichtvater, den Karmeliterprior Aloisi aus dem Kloster in Heilbronn, vor. Bei Tag werden Sie sehen, wie trefflich er geschnitzt ist, die Augen sind wie lebend und der Mund ist halbgeöffnet, als wollte er sprechen. Wenn einer an Geister glaubte, müßte er schön erschrecken, wenn aus dem Munde des Paters um Mitternacht plötzlich die dumpfen Worte ertönen würden: ‚Ora pro nobis!' In diesem Zimmer hat Hermann Kurz den ‚Rasenden Roland' übersetzt und Nikolaus Lenau sagte: ‚Wenn ich im Turmzimmer an meinem „Faust" dichte, fühle ich oft deutlich, wie der Teufel hinter mir steht und mir über die Achsel ins Manuskript schaut.' Warum man diesen Turm allgemein im Volke ‚Geisterturm' nennt, weiß ich eigentlich nicht, übrigens ganz ohne ist es nicht; ich erinnere mich, daß einmal ein Gast, der hier übernachtete, um Geister, deren Existenz er leugnete, zu sehen, morgens zwischen zwei und drei Uhr plötzlich erwachte und deutlich fühlte und sah, wie ein großer schwarzer Hund mit feurigen Augen ihn im Gesicht leckte. Des andern Tags hatte er eine Gesichts-

rose. — Doch ich will Sie nicht länger vom Schlaf abhalten, gute Nacht!“ sagte ich, nahm mein Laternchen vom Tisch und war schnell zur Türe hinaus, schob den schweren Riegel vor und trappte die Staffeln hinauf. Im Bett malte ich mir behaglich aus, was wohl mein Gefangener im Turmzimmer macht? Zuerst schaut er zum Fenster hinaus, da ist trüber Mondschein, alles still, nirgends mehr ein Licht zu sehen. Schnell wendet er sich um, es ist ihm, als habe Lenaus Teufel ihm über die Achsel geschaut; jetzt setzt er sich in den Armsessel, wickelt sich in den Teppich, trotz der warmen Sommernacht draußen schaudert es ihn ein wenig. „Wäre es lieber dunkle Nacht statt diesem fahlen Mondschein!“ denkt er. „Der Karmeliterprior mit dem grauen Gesicht, dem weißen Strick, der hocherhobenen Hand, der Leib bildet nur eine schwarze Masse, sieht recht schauerlich aus, ein Kind könnte sich fürchten; aber hat man nicht Stunden, wo man trotz der Jahre noch ein Kind ist? — Horch, was raschelt draußen — eine Katze? ein Marder? oder .=. . Ach was! Unsinn! Aber jetzt — horch! Hat es nicht im Burgverließ unten einen Schlag getan? geseufzt? Ich wollte, es wäre Tag!“ Und endlich wurde es Tag und ich kam und schloß auf. „Wie haben Sie geschlafen?“ frage ich. „Gut,“ ist seine düstere Antwort. Beim Frühstück ist er wortkarg, hat Kopfweh, mir scheint, des Winters Anfang, ein graues Haar liege auf seinem Scheitel, er reist ab. — Eine zweite solche Nacht in Weinsberg will er nimmer erleben.

Uebrigens der Turm verdient den Namen „Geisterturm“ gar nicht; ich habe einen ganzen Winter hin=



Das Kernerhaus und das Denkmal von Juſtinus Kerner.

durch darinnen übernachtet, und es kamen niemals Geister, oder sie müßten von philisterhafter Ruhe gewesen sein.

Wie groß in einem kleinen Zeitraum die Menge der Besucher im Kernerhause war, erhellt am besten aus einer Fremdenliste, die mein Vater, leider nur kurze Zeit und lückenhaft, eigenhändig niedergeschrieben hat. Es ist ein halbes Jahrhundert verflossen, seit diese Besuche zu Fuß und zu Wagen im Kernerhaus anlangten, die meisten sind jetzt tot, den wenigen, die noch leben und ihre Namen hier finden, wird es eine freundliche Erinnerung sein.

Ich gebe die Liste dieser Besucher am Schlusse des Buchs nur im Auszug, denn gar häufig sind die Namen unleserlich oder fehlen ganz, da heißt es nur zum Beispiel: Professor aus Erlangen, fünf Studenten aus Heidelberg, ein Geistlicher aus Schottland und so weiter. Auch habe ich die öfters sich wiederholenden Besuche aus der Nähe, aus Heilbronn und so weiter, und auch die, welche nur den Arzt Justinus Kerner betrafen, weggelassen, auch solche, die öfters kamen, nur einmal benannt.

Das Fremdenverzeichnis geht mit Unterbrechungen fort bis zum Jahre 1854. Als meine gute Mutter starb und so die Leuchte des Hauses erlosch, da schrieb mein Vater nur selten noch einen Gast auf, zumal ihm dazu das Augenlicht fehlte. Außerdem gehörte das — ich möchte sagen — Feldherrntalent meiner fleißigen, umsichtigen Mutter dazu, die Gastfreundschaft so lange und in dieser Ausdehnung fortzuführen. Es war, als ob auf ihren Wink sich die Wände des Hauses dehnten,

um Raum für alle Gäste zu bieten, denn unter ihrer Hand erneute sich das Wunder im Evangelium mit den fünf Broten und zwei Fischen. Doch auch die Gäste brachten zur Vollbringung dieses Wunders den rechten Glauben mit, sie waren noch nicht durch Eisenbahnen und Hotelleben verdorben und fanden anspruchslos an der Einfachheit des Dargebotenen Gefallen. So waren vielen die Zinnteller, auf denen gespeist, die Zinnschüsseln, in denen die Speisen aufgetragen wurden, eine amüsante Merkwürdigkeit. Ja, du lieber Gott, woher sollte man all das teure Porzellan nehmen? Zinn ist dauerhaft, hält auch einen Puff aus, und alle Tage schön mit Lauge geputzt, glänzt es wie Silber. Auch die Zeiten waren wohlfeiler. Der Garten lieferte Gemüse und Obst; Fische, Wildbret, Geflügel, Krebse waren auch billig zu haben, und das Kochen verstand meine Mutter excellent. Da schmeckte es den Gästen! Oft aber auch — ich darf dieses Familiengeheimnis jetzt wohl verraten — wenn kurz vor dem Mittagessen noch unerwartet ein neuer Trupp Gäste ankam, sagte die Mutter: „Kinder, heut dürft ihr nichts zu Mittag essen, es reicht sonst nicht!" Das fanden wir nun nicht allein natürlich, sondern es freute uns auch, auf so geheime Art zur allgemeinen Zufriedenheit beitragen zu dürfen. Der Vater durfte freilich von dieser Verschwörung nichts wissen, er mußte durch ungestörten Appetit auch die andern zum Essen animieren. Suppe und Brot bekamen wir meist zur Genüge, dann aßen wir Kinder eben an diesem so langsam als möglich und schauten einander dabei pfiffig an. Merkte je ein Gast unsere Enthaltsamkeit, dann sagte die Mutter: „Ach,

die unartigen Kinder haben wieder vor Tisch zu viel Stachelbeeren im Garten gegessen, dadurch verderben sie sich immer den Appetit." Fremde Weine kamen nie auf den Tisch, es waren auch keine im Keller. Mein Vater kaufte jeden Herbst den Wein süß in der Kelter, es war ein leichter weißer Tischwein, den alles gern trank, zugleich gab es für Kinder und andre schwache Naturen guten Apfelwein in beliebiger Menge. Getrunken wurde im ganzen viel, mehr noch als bei der regelmäßigen Mahlzeit in der Zwischenzeit im Garten und auf dem Turme.

Im November 1861, in einer Nacht, da mein Vater nicht schlafen konnte und ich neben ihm im Bette lag, sagte ich: „Jetzt wollen wir einmal zur Unterhaltung ausrechnen, wie viel Wein du aus dem Kristallglase, das dir Lenau 1834 schenkte und das du seither immer gebrauchtest, bis heute getrunken hast." Wir rechneten und rechneten; das Geringste, was mein Vater täglich trank, waren zwei und ein halbes Liter, und wir kamen auf die ansehnliche Zahl siebzig Eimer oder einundzwanzigtausend Liter. Unter dieser Rechnung schliefen wir ein.

Merkwürdigerweise ist dieses Lenauglas trotz der unzähligen Wanderungen in Haus, Garten und auf dem Turm nie auf den Boden gefallen, hat keinen Sprung bekommen, aber sein Rand ist zerfetzt wie eine alte Kriegsfahne und ich bewahre es jetzt ängstlich auf, als wäre es das Glück von Edenhall.*)

*) Das Lenauglas befindet sich auch jetzt noch wohlverwahrt im Kernerhaus.

Das Studierzimmer.

Unter dem Studierzimmer meines Vaters, der doch auch viel schrieb, darf man sich nicht das Studierzimmer eines Gelehrten vorstellen, wie es so häufig behaglich in Romanen geschildert wird: ein geräumiges, von den andern Gemächern des Hauses streng abgeschlossenes Zimmer mit heiliger Stille, rings von den Wänden bis zur Decke hinauf hohe Schränke und Gestelle mit Büchern und Schriften, neben dem hohen Fenster ein großer Schreibtisch mit großen und kleinen Schubladen und Fächern, davor ein breiter gepolsterter Armsessel, in den man sich zuweilen sinnend zurücklehnen kann, nachts eine hohe helle Lampe mit grünem Schirm, weicher Teppich über dem Boden — nichts von alle diesem war da, es wäre kein großer Luxus gewesen, und man hätte es ihm wohl gönnen können. Bei den vielen Gästen und den engen Räumen des Hauses gab es zwar ein Studierzimmer, das man Studierzimmer nannte und in welchem mein Vater die Patienten empfing und Rezepte und Bücher schrieb, aber dieses Zimmer hatte drei Türen, eine führte ins Schlafzimmer meiner Eltern, das neben dem Wohnzimmer war und den Tag über auch den Gästen offen stand; die andre Tür ging dem Garten zu auf die Altane, die dritte in die nebenanstoßende Küche. Durch das Studierzimmer war also ein vielfaches, unruhiges Wandern. Dann befand sich im Studierzimmer eine große Bettkommode, worin wir Kinder nachts schliefen, wenn das Sargzimmer auf der Bühne oben besetzt war. Ferner war ein Tisch im

Zimmer, an dem wir im Winter, wenn keine Gäste da waren, zu Mittag und Abend speisten. War dieser Tisch nach dem Nachtessen abgeräumt, so saßen Knecht und Magd daran; die Magd strickte, nähte oder spann, der Knecht las Linsen, wichste Schuhe und Stiefel, oder unterwarf sich sonst einer nützlichen, nicht allzu lauten Beschäftigung. Auf dem Tisch derselben brannte in einem blechernen Leuchter eine gezogene Unschlittkerze, auf dem Schreibtisch meines Vaters aber eine gegossene in einem messingenen Leuchter. Die gegossenen waren etwas teurer und dicker als die gezogenen, aber beide mußte man alle fünf Minuten putzen, mit der Lichtschere den Putzen abschneiden, sonst brannten sie gar trübe. Der Schreibtisch meines Vaters war von ihm selbst, da er als Knabe die Schreinerei erlernt hatte, im Anfang seiner ärztlichen Praxis angefertigt; es war ein breiter, braunrot angestrichener Tannentisch mit einer Schublade, die Tischplatte war auf drei Seiten mit einem halbschuhhohen Brett eingefaßt, damit die aufgestellten Bücher nicht herabfielen. Diese Einfassung machte ihn besonders tauglich zu einem Wickeltisch; als solcher wurde er auch bei meinem Schwesterlein Emma gebraucht. Ach, ich erinnere mich wohl noch, wie am 16. November 1822 morgens in aller Frühe mein Vater vor die Bettkommode trat, worin ich und meine Schwester Marie schliefen, und rief: „Kinder, wacht auf, seht einmal, was ich euch hier zeige, es ist ein neues Schwesterle angekommen, jedes darf ihm einen Kuß geben, aber sanft, es ist noch ganz weich wie ein eben ausgeschlüpftes Hühnchen," und das Kindchen hatte schon dichte schwarze Haare auf dem Köpfchen und sah

uns aus seinen braunen Augen so hell und staunend an, daß wir laut aufjauchzten.

Das war der erste Gast im neuen Kernerhause, wir waren erst einige Monate vorher eingezogen. Doch um jetzt wieder auf das Studierzimmer zurückzukommen — auf dem Schreibtisch meines Vaters stand ein großes bleiernes Tintenfaß, das schwer umzuwerfen war, und eine irdene Sandbüchse. Für einige Bogen Papier und für geschnittene Federkiele sorgte immer meine Mutter und die Tinte lieferte ein Schullehrer des Orts. Auf dem Schreibtisch lag ferner ein großes Buch, in das mein Vater die Namen der Patienten und die Rezepte, welche er ihnen aufgeschrieben hatte, notierte; auf die erste Seite desselben hatte er mit Tinte ein Skelett gezeichnet mit der Unterschrift: „Für den Tod kein Kraut gewachsen ist." Dann lagen mehrere Bücher darauf, die er gerade brauchte, die andern Bücher waren in einem großen Wandschrank im Hausgang aufbewahrt. Ueber dem Schreibtisch hing in schwarzem Rahmen das Bild seines Bruders Georg. Einige einfache Strohsessel, ein Schränkchen, auf welchem drei große Essigkolben standen, da meine Mutter den Weinessig immer selbst bereitete, vollendeten das Ameublement des Studierzimmers. Einige Jahre vor seinem Tode schenkten wir Kinder dem Vater einen besseren Schreibtisch, aber mit den vielen Schubladen daran kam er nicht zurecht, und ich glaube, er wünschte sich oft wieder insgeheim seinen alten Schreibtisch.

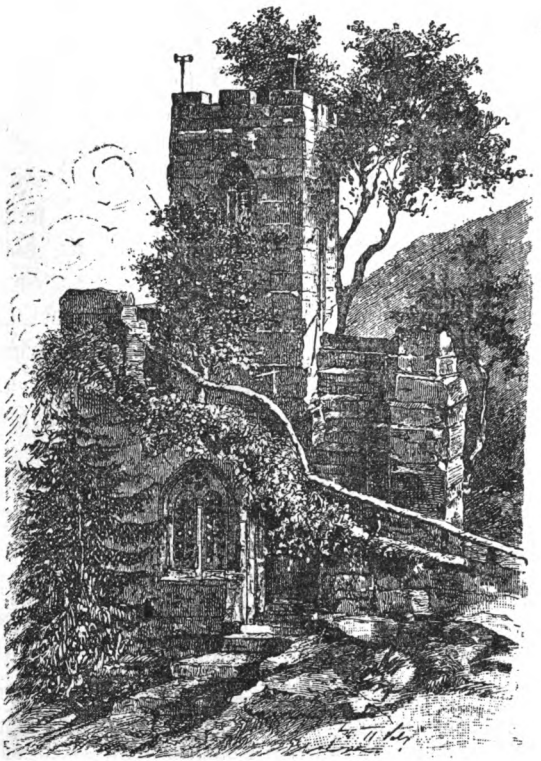
Die Weibertreu.

Bei der Erbauung des Hauses legte mein Vater in den südöstlichen Grundstein des Hauses eine in einer Glasröhre wohlverwahrte Pergamentrolle, auf die er eigenhändig geschrieben hatte:

„Dieses Haus ward mit Gott erbaut von Justinus Kerner, dem Arzte, der auch Lieder sang, und seiner Hausfrau Friederike, zur Zeit, da man schrieb Eintausendachthundertzwanzig und zwei, als des Himmels Gestirne wärmend wie kaum je schauten auf Berg und Tal, aber Europas Beherrscher abgewandt von den Sternen des Himmels eiskalt stunden und zuschauten dem blutigen Morde von Hellas."

Und als das Haus, wozu ihm die Stadt Grund und Boden geschenkt und ihm und seiner Familie das Ehrenbürgerrecht verliehen hatte, bald darauf fertig stand und er seinen Einzug gehalten hatte, fühlte er sich verpflichtet, dem liebgewonnenen Städtchen nicht allein als Arzt hilfreich zu sein, sondern es auch aus dem Schutte seiner fast vergessenen tatenreichen Vergangenheit zu einem poetischen Wallfahrtsort für fröhliche Wanderer, Dichter und Altertumsforscher zu erheben und der fast wie ein Märchen aus alter Zeit klingenden Geschichte von den treuen Weibern von Weinsberg die berechtigte historische Basis zu geben. Die Burg Weibertreu sollte wieder freundlichst gestaltet und ihre Ruine vor gänzlichem Zerfall gerettet werden. Auch was Weinsberg im Bauernkrieg und am blutigen Ostertag 1525 und viele Jahre nachher erduldet hat, sollte nicht vergessen

ſein. Schon im Jahre 1821 ſchrieb mein Vater ein Büchlein: „Die Beſtürmung der Stadt Weinsberg durch



Der Geiſterturm.

den hellen chriſtlichen Haufen im Jahre 1525“, und jetzt, durch ſeinen braven Freund, Stadtſchultheiß Pfaff, kräftig unterſtützt, ſorgte er für die Verſchönerung und land-

schaftliche Anlage des am westlichen Ende der Stadt gelegenen freien Platzes um die alte Linde.

Hier wurden zweiundsiebzig Ritter und Knappen im Bauernkrieg durch die Spieße gejagt, an dieser Bluttat hatten sich aber nicht die Heerführer der Bauern beteiligt. Während diese in einer nahen Mühle, an welcher noch aus alter Zeit eine Gedenktafel dessen eingemauert ist, Kriegsrat hielten, was mit den gefangenen Rittern zu beginnen — und die Mehrzahl, vor allem der edle Florian von Geyer, „Führer der schwarzen Schar", sich zu dem milderen Urteil hinneigte, dieselben gegen gefangene Bauern auszuwechseln — zog eine tolle Rotte, den schlimmen Jäcklein Rohrbach an der Spitze, die gefangenen Ritter aus ihren Kerkern und ermordete sie an der Linde. Ueber diese Tat empört, entstand Uneinigkeit unter dem Bauernheer, und Florian von Geyer verließ mit seiner schwarzen Schar den hellen christlichen Haufen und fiel bald darauf in der Schlacht bei Rotenburg an der Tauber. Was ein kleiner Teil der Bauern in der erstürmten, willenlosen Stadt begangen hatte, das mußte nun nach Abzug des Bauernheers das arme Weinsberg büßen.

Es wurde durch den grimmen Bundeshauptmann Graf Truchseß Waldburg, der Bauernjörg genannt, verbrannt und zerstört, viele Bürger weggeschleppt und gefoltert und trotz aller Bittschriften an Herzog und Regierung und trotzdem Graf Helfenstein vor seinem gewaltsamen Tode laut bezeugt hatte, die Bürger Weinsbergs hätten sich brav gehalten und der Bruder Helfensteins für sie um Gnade bat, durften die Bürger sieben Jahre lang kein Haus mehr aufbauen und mußten an

dieſer Linde, in deren Nähe eine Büßerskapelle errichtet wurde, unter der wahrſcheinlich die Ritter begraben ſind, ſieben Jahre lang ihre Ratsſitzungen halten. Die langen Aeſte der Linde wurden ſpäter durch ſteinerne Säulen, welche die Wappen der Väter der Stadt trugen, geſtützt. Mein Vater und Pfaff ließen die Säulen, ſo weit ſie noch unzerbrochen umher lagen, wieder aufrichten, die Wege zu der Linde mit Bäumen, Geſträuchen, Bänken verſehen. Vor allem aber galt es, die Ruinen der Burg Weibertreu zu erhalten, ſie den Beſuchern zugänglich zu machen. Auf dem hohen, rings mit Weinreben bepflanzten Bergkegel, der, frei emporragend, das an ſeinem ſüdlichen Abhang liegende Städtchen Weinsberg beherrſcht und an deſſen Fuß, zunächſt der romaniſchen Kirche und der Stadtmauer mit dem alten Gefängnisturm, mein Vater ſein kleines Haus erbaut hatte, lagen in Schutt und wilder Unordnung begraben die Ruinen der Burg.

Bekam ſie auch zuweilen ihrer poetiſchen Vergangenheit und ſchönen Ausſicht wegen einen ſeltenen Beſuch, zum Beiſpiel Chriſtian Daniel Schubart 1770, Friedrich Schiller 1792, Kaiſer Franz I. 1813, ſo ging ſie doch immer mehr ihrem Verderben entgegen, denn die Beſitzer der außerhalb und innerhalb der Ringmauern gelegenen Weinberge, welche ſchon wegen ihrer Reben die Beſichtigung der Ruine nur ungern zuließen, hatten an ihr den beſten Steinbruch; wurde doch das Städtchen, als es 1709 zur Hälfte abbrannte, hauptſächlich von den Steinen der Burg wieder aufgebaut und auch zum Gebäudebau der nahen Domäne Weißenhof ſoll ſie Baumaterial geliefert haben.

Auf Anregung meines Vaters bildete ſich 1824 der

Weinsberger Frauenverein, der es sich angelegen sein ließ, besonders unter der deutschen Frauenwelt Beiträge zu sammeln, wobei namentlich die Großfürstin Helene mit einem Beitrag von fünfhundert Gulden voranging. Im nämlichen Jahre kaufte auch König Wilhelm von Württemberg die Burg mit dem inliegenden Weinberg und schenkte sie dem Verein und den Frauen Deutschlands zu unveräußerlichem Eigentum.

Jetzt konnten die Freunde mit gesteigertem Mute an ihr Werk gehen.

Unter Leitung des Hofbaumeisters Thouret wurden die alten Mauern ausgebessert, die Türme zugänglich und ersteigbar gemacht, der innere Raum, der früher Weinberg war, zu Parkanlagen umgebildet.

Mein Vater war jeden Morgen mit Tagesanbruch oben und überwachte die Ausgrabungen, denn Türme und Gewölbe waren mit Schutt und Asche angefüllt.

Die Taglöhner waren von äußerstem Fleiße, jeder wollte der erste an der Arbeit sein, weil sie hofften, einen Schatz zu finden, in welchem Glauben sie mein Vater, um sie zum Geschäfte zu treiben, bestärkte, indem er hie und da eine abgeschliffene Münze, farbige Glasperlen und so weiter in den Schutt steckte.

Außer mehreren Pfeilen, einer Lanzenspitze, einem Sporne, einer Donnerbüchse und dem Skelett eines Windhunds wurde aber aus alter Zeit nichts gefunden. Ein dicker Turm, dessen bequem besteigbare, zwölf Fuß dicke Mauern eine herrliche Rundsicht von oben gewähren, hat in seiner mit vier Nischen versehenen Rotunde vier breite Schießscharten. In diese, welche einen günstigen Zugwind bilden, stiftete mein Vater Aeolsharfen.

Das unterhalb gelegene, hohe, bouteillenförmig gewölbte Burgverließ, welches nur eine kleine, viereckige Oeffnung hatte, um von oben Gefangene hinabhaspeln zu können, wurde von Schutt gereinigt und durch die zwanzig Fuß dicke Mauer von unten ein Eingang mit Staffeln gemeißelt, ferner wurde ein Fahrweg und ein gepflasterter Fußweg auf die Burg angelegt und sie so allmählich zu einem romantischen Wallfahrtsort umgeschaffen. Damit es den Pilgern dahin auch nicht an einer Reliquie fehle, ließ mein Vater Kieselsteine, dem ältesten Mörtel der Ruine entnommen, schleifen und in Ringe fassen.

Für die historische Wahrheit der Geschichte von den treuen Weibern von Weinsberg, von welchen die Burg seit Jahrhunderten den Namen Weibertreu führt, mußte mein Vater oft in Wort und Schrift eintreten.

Erst in neuester Zeit — leider nach seinem Tode — fand mein Vater die Genugtuung, daß die Begebenheit auch von solchen Altertumskundigen, die sich früher skeptisch gegen dieselbe verhielten, historisch anerkannt wird. Der Haupteinwand dagegen, daß dieselbe Begebenheit auch von andern Burgen erzählt wird, ist allzu unlogisch, als daß er widerlegt zu werden braucht. In einer alten Urkunde heißt es:

„Anno 1140, da hat König Cunrad die Burg Welfs Winsperc belagert und auch bekummen.

„Den Weibern that er vergunstigen, was jede auf den Schultern Kostbarliches fortbringen mag, das sollten sie mitnehmen.

„Die hielten Rath und han in Trewen ihre Männer hinabgetragen. Dem Herzog Friedrich aber, so dem

wehren wollt, sagt der König, ob der Weiber List ergezt, daß ein Königswort nicht geändert werden soll."

Diese Tat ist auf einem alten Oelbild in der Kirche in Weinsberg abgemalt zu sehen.

Alle — es sind etwa sieben — mitunter vollständig beglaubigte Sagen von treuen Weibern, welche ihre Männer als das Liebste, was sie hatten, von einer Burg herabgetragen haben, datieren nach 1140, so daß die Weiber von Weinsberg jedenfalls die ersten waren, welche diese Kriegslist anwandten, und wenn die späteren auf historischer Wahrheit beruhen, warum soll gerade die erste, unter Kaiser Konrad III. passierte, eine bloße Fabel sein?

Solche Ritter und Belagerer waren trotz der rauhen Außenschale doch mitunter gutmütige Herren. Wenn so einer in der ersten Hitze laut geschworen hatte, der Widersacher in der Burg muß des Todes sterben, nur die Weiber dürfen ihr Gepäck frei forttragen, so hat ihm bei ruhiger Ueberlegung doch auch wieder dieser Eid leid getan, und er hätte ihn gerne auf eine gute Manier wieder rückgängig gemacht.

Hat nun die Burgfrau in einem alten Chronikbuch die Geschichte von den treuen Weibern von Weinsberg gelesen und trug, deren Beispiel nachahmend, keuchend ihr Männlein den Berg herab den Belagerern entgegen, so war niemand froher als er, der grimme Ritter unten. Im Anfang machte er zwar der Form wegen ein zorniges Gesicht, rieb sich den Schnauzer und brummte: „Ha, was geht über Weiberlist!" Aber bald erheiterten sich seine Züge und er sprach: „Braves Weib! Ihr zu lieb sei Ihrem Manne vergeben, obgleich der Schlingel

Sie eigentlich nicht verdient!" — Uebrigens war Kaiser Konrad 1140 nicht so ganz gnädig, er gestattete zwar den Männern freien Abzug, ließ aber Stadt und Burg abbrennen.

Noch jetzt sieht man einen hohen Turm auf der Burg, wie derselbe, romanisch aufgebaut, unter Kaiser Konrad bis zur Hälfte zerstört, wieder altgotisch aufgebaut wurde, um im Bauernkrieg wieder teilweise abgebrannt zu werden.

Im Jahr 1824 wurde die Wiederherstellung der Burg festlich gefeiert.

Die Bürger und Frauen Weinsbergs, voran die städtischen Kollegien mit ihrem Stadtschultheiß Pfaff zogen in langem Zuge auf die Weibertreu und sangen unter Musikbegleitung ein von meinem Vater zu diesem Zweck gedichtetes Lied.

Der von meinem Vater gestiftete Frauenverein existiert noch. Jede Frau, die einen kleinen Beitrag zur Erhaltung der Ruinen gibt, wird als Mitglied eingetragen und bekommt eine Photographie meines Vaters und einige Steinlein der Weibertreu.

Die Weinsberger Kirche.

Gern führte mein Vater auf dem Wege zur Weibertreu die Fremden zur alten romanischen Kirche. Diese, nur hundert Schritte vom Kernerhause entfernt, wird gegen Westen und Norden von der alten, zu den Befestigungen der ehemaligen Reichsstadt Weinsberg ge-

hörigen Stadtmauer umschlossen; in dieselbe sind gegen Westen viele hohe Grabdenkmäler aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert eingemauert, was dem Platze ein klösterliches Ansehen giebt. Hier befindet sich auch das alte, echt romanische Portal zur Kirche. Ueber vier netzförmig mit Weinlaub geschmückten Säulen ist oben in alter Inschrift zu lesen: „O qui terrenis inhias homo desipuisti!“ Rechts am Portal, eine Meterhöhe vom Boden, entdeckt man einen in den Grundstein eingehauenen Schlangenkopf mit Giftzähnen, der sich mit dem Halse in das Gesims verliert, links vom Portal steigt aus dem Gesims ein Schlangenschwanz herab, so daß, die Gurt als Leib betrachtet, eine Schlange die ganze Kirche umgiebt. Es wäre interessant, zu erkunden, ob dieses Symbol einer also die Kirche umschlingenden Schlange auch an andern romanischen Kirchen gefunden wird. Den merkwürdigen Inbau der Kirche hat Hofbaurat Leins in einer Festschrift, die er zu Ehren der Einweihung des Stuttgarter Polytechnikums herausgab, beschrieben und mit Illustrationen begleitet. — In jüngerer Zeit wurde das Innere der Kirche leider renoviert. Wie es meist auf dem Lande geht, wenn ohne Befragung kunstverständiger Techniker ein Gemeinderat und Stadtbaumeister bei einer solchen Renovierung ihren Schönheitssinn zur Geltung bringen, ist die Restauration so geschmacklos als möglich ausgefallen. — An der südlichen, mit alten Grabdenkmalen bedeckten Außenseite der Kirche erblickt man gegenüber dem Denkmal des Reformators Oekolampadius, welcher, in Weinsberg geboren, einst Prediger hier war, zwei schlichte, steinerne Gedenk-

Weſtportal der Kirche zu Weinsberg.

tafeln, von einem Stadtpfarrer und Magister Bernhard Dietterlin, seinem fünfwöchigen Söhnlein Johannes und seiner zweijährigen Tochter Regina, die bald nacheinander starben, 1625 errichtet. Dieser Diakonus muß ein gewandter Lateiner, aber auch ein Philosoph und guter Mensch gewesen sein. Man sieht den Versen an, wie er seinen Schmerz bezwang und unter Thränen lächelte.

M. B. D. suo Filiolo.
Ne nummerate meos hic qui transibitis annos,
Namque puerperii mense puer perii.
Vix mundum intravi, sancto me flumine lavi,
Ubere me pavi, mors mihi dixit abi.

M. B. D. suae Reginae.
Ne fleas hic, cresco, quondam reditura putresco,
Parvula membra sero, postea major ero,
Bima fui, vixi, vidi mala plurima, vici,
Ante diem morior, sed moror ante deum.

Mein Vater versäumte nie, diese Inschriften den Fremden zu zeigen.

Werkmeister Hildt.

Der Erbauer des Kernerhauses, Hildt, hatte mit eignen Kräften von einem armen Bauernburschen zu einem sehr begüterten Manne sich emporgearbeitet und bei der großen Klarheit und Heiterkeit seines Geistes, die er sich bis ins hohe Alter bewahrte, war und blieb er meinem Vater immer ein treuer, trostreicher Freund. Fühlte sich mein Vater vereinsamt und traurig, oder von

Sorgen gedrückt, — was namentlich während des Hausbaues der Fall war — so sagte er zu meiner Mutter: „Komm, wir wollen zu unserm Hildt, der gibt uns wieder frischen Mut.“ Hildt erzählte dann meist Episoden aus seinem Leben und zeigte, wie der Mensch auch in höchster Not nicht verzweifeln soll. Die Lebensgeschichte dieses Mannes ist so interessant, daß ich mir nicht versagen kann, hier einiges davon zu erzählen. Er war der Sohn eines Steinhauers und Steinbruchbesitzers in dem württembergischen Dorfe Oppelsbohm. Die Schule war mangelhaft; von den Eltern wurde er meist angehalten, im Walde Holz zu holen, was er nicht ohne Angst vor dem Förster tun konnte; auch trotz der damals äußerst strengen Gesetze gegen Wilddieberei wagte er sich oft nachts in den Wald, ein Reh oder Wildschwein zu erlegen. Auf einem solchen Anstand in kalter Winternacht erfror er sich einst die Füße so, daß er lange krank lag.

Später kam er als Maurergeselle nach Weinsberg. Um der Aushebung zum Militär zu entgehen, ging er nach Norddeutschland, hielt sich längere Zeit in Hamburg auf. Ein Abenteuer auf dieser Wanderreise lassen wir ihn mit eignen Worten erzählen, wie er sie meinem Vater für die Blätter aus Prevorst einst niederschrieb:

„Ich machte 1806 eine Reise von Hamburg über Ostfriesland an den Rhein und von da aufwärts in die Schweiz. Nach einigem Aufenthalt daselbst nahm ich mir vor, den nächstkommenden Winter wieder in Hamburg zuzubringen (es giebt für Leute, die Geschick mit Fleiß verbinden, nur ein Hamburg). Da nun damals in Württemberg alle gesunden Leute in meinem

Alter (ich war einundzwanzig Jahre alt) zum Militär gezogen wurden, wozu ich keine Luſt hatte, ſo befand ich mich als ein der Konſkription Entwichener daſelbſt. Um nun meine Reiſe durch das ſüdliche Deutſchland möglichſt ſicher fortſetzen und auch noch einmal die Berge und Täler, wo ich meine Jugendjahre zugebracht, ſehen und von ihnen, ſowie von den lieben Meinigen auf ewig Abſchied nehmen zu können (denn nur dieſe Ausſicht bot ſich bei der damaligen Strenge der Geſetze einem der Konſkription Entwichenen dar), kam ich auf den ſtrafbaren Entſchluß, mir in der Schweiz einen falſchen Paß anzuſchaffen und über mein Vaterland wieder in die nördlichen Gegenden zu reiſen. Ich erreichte durch meine daſige Bekanntſchaft meinen Zweck leicht, ſomit hatte ich zwei Päſſe, in welchen jedoch nur der Geburtsort, nicht aber der Name verändert war. Nach dem erſten Paß war ich aus Württemberg und nach dem zweiten aus Hamburg gebürtig. Ich glaubte, als Geburtsort in meiner damaligen Lage keinen beſſern wählen zu können, weil ich daſelbſt einen Vaters-Bruder gleichen Namens hatte, bei dem ich früher lange war. Ich reiſte nun als Hamburger glücklich durch mein Vaterland und mußte ihm nach der Durchwanderung mit wehmütigem Blicke Lebewohl ſagen.

„Auf meiner weiteren Reiſe übernachtete ich auch in Neuſtadt an der Aiſch im Bayriſchen. Der daſige Gaſtwirt forderte unter andern Reiſenden auch mir meinen Reiſepaß ab und behielt ihn bei der Hand mit dem Verſprechen, mir ihn morgens früh wieder einhändigen zu wollen, ein Umſtand, der mir nie vorkam. Den andern Morgen ſetzte ich meine Reiſe fort, ohne daran

zu denken, daß der Wirt meinen Paß noch in Händen habe. Selbigen Abend kam ich vor dem Tor in Erlangen an, die Wache verlangte von mir die Vorzeigung eines Passes, jetzt erst fiel mir ein, daß ich meinen Paß in Neustadt an der Aisch gelassen hatte, um nun nicht als verdächtig zurücktransportiert zu werden, mußte ich meinen ersten, echten Paß hervorsuchen, welcher mir einige Unannehmlichkeiten verursachte, weil derselbe von der Schweiz bis hieher nicht visiert war. Kaum in Erlangen angelangt, traf ich daselbst auch schon (es war im Oktober) Militär von dem Vortrab der französischen Armee. Ich wollte von hier aus so schnell als möglich über Bayreuth nach Hof, Chemnitz, Friedberg und Dresden reisen. In Bayreuth war schon ein großer Teil der französischen Armee sichtbar, allein die Truppen, die früher ihre Märsche stärker forcierten als ich, schienen daselbst Halt zu machen, ich hingegen setzte meine Reise mit größter Kraftanstrengung fort, weil hier leicht einzusehen war, daß in Bälde der Ausbruch von zwei feindlich einander gegenüber stehenden Armeen erfolgen werde. Ich hatte bis Mittag um ein Uhr die französischen Truppen hinter mir und traf selbigen Abend um drei Uhr die ersten preußischen Vorposten an. Man fragte mich, wo ich herkomme. Als sie hörten, daß ich soeben von den französischen Vorposten herkomme, wurde ich sogleich nach Hof, wo sich ein preußisches Lager befand, abgeführt und daselbst als ein französischer Spion behandelt. Meine Schreibtafel und übrigen schriftlichen Sachen wurden mir schon von den Vorposten abgenommen; im Hauptquartier mußte ich mich nun gänzlich ausziehen, meine Kleider und selbst die Stiefel

wurden besonders in den Sohlen gründlich untersucht, ob sich nichts Verdächtiges darin befinde.

„Ich war bei dieser Sache noch immer guten Muts, indem ich mich auf meine Unschuld verließ und dachte, die Sache wird sich bei der Untersuchung bald aufklären. Auf der Hauptwache wurde ich nach einem kurzen Verhör, welches in der Wachstube vorgenommen wurde, in ein auf der Hauptwache befindliches Gefängnis gebracht, in dem ich schon zwei Gesellschafter traf, die den Tag vorher eingefangen wurden, und zwar einen Juden aus der Umgegend und einen Schneider aus Bamberg, welche beide wirkliche Spione waren und ihre Taten gestanden hatten.

„Dieses alles machte mir noch wenig Sorgen, ich verließ mich stets auf meine Unschuld und suchte dieselbe möglichst auch bei meinen Gesellschaftern geltend zu machen. Diese bedauerten mich sehr, sagten mir aber auch zugleich, alle diese Ausreden helfen nichts (sie hielten mich wirklich auch für einen Spionen), indem man hier so lange geschlagen werde, bis man gestehe. Nun sah ich erst, in welches Labyrinth mich das Schicksal hineingeführt hatte. Auf diese Nachricht hin blieb mir nichts andres übrig, als mich zum Tode vorzubereiten, weil ich mir fest vornahm, mich lieber totschießen als totschlagen zu lassen. Da mir nur die zwei Wahlen blieben, durch welche ich aus der Welt geschafft werden wollte, so nahm ich mir vor, bei den ersten Schlägen die von meinen Peinigern gewünschte Antwort zu geben.

„Ich wurde von abends fünf Uhr bis zum andern Morgen wenigstens fünf- bis sechsmal ins Verhör vor ein Kriegsgericht geführt (mein Führer war der Profoß

und meine Begleiter zwei Soldaten mit gezogenem Säbel, wovon der eine mir die bloße Säbelspitze auf die Brust, der andre auf den Rücken hielt). Alle möglichen verfänglichen Fragen wurden mir vorgelegt, um ein Geständnis von mir herauszubringen. Da nun auf alle an mich gemachten Fragen noch kein genügendes Resultat herbeigeführt werden konnte, so wurde während meiner Anwesenheit in der Wachstube, die das Verhörzimmer bildete, unter den Offizieren über mich gesprochen, wobei sehr kluge, mitunter auch mehr oder weniger tyrannische, aber auch menschenfreundliche Vorschläge gemacht wurden. Ich hörte zum Beispiel einen sagen, es wäre doch möglich, daß sich bei meinem Uebergang die Franzosen noch nicht gehörig postiert hätten und ich somit auf eine unschuldige Weise und die Gefahr selbst nicht kennend, herüber gekommen sei.

(„Hier muß ich bemerken, daß, da die französischen und preußischen Truppen nur zwei Stunden von einander entfernt waren, die Kommunikation zwischen denselben, wie gewöhnlich, gänzlich abgeschnitten war, und von den Preußen durfte kein Reisender mehr zu den Franzosen übergehen, was ich natürlich nicht wußte, indem mich die Franzosen ungehindert zu den Preußen übergehen ließen.) Wieder andre sagten, entweder sei ich unschuldig oder ein ausgelernter Spion und großer Betrüger; ein andrer sagte, den Sachen werde man bald auf die Spur kommen, man solle bei mir nur einmal einen Versuch mit fünfundzwanzig Stockstreichen machen, auf diese Weise habe sich das Resultat der letzteingefangenen Spione bald ergeben.

„Ich wurde nun wieder in mein Gefängnis geführt

und konnte also über die nötigen Beweise meiner Unschuld nachdenken.

„Hier fiel mir auch eine derartige Geschichte ein, welche mir früher ein Freund Namens Löffel aus Pirna erzählte, sie ist folgende:

„In dem siebenjährigen Kriege wurde Dresden belagert, die Belagerten kommunizierten mit Pirna, die Belagerer fingen einen derartigen Brief auf, welchen ein unschuldiges Mädchen von fünfzehn Jahren für einige Groschen nach Dresden bringen sollte, und die Belagerer ließen das Mädchen sogleich aufhängen. Diese unangenehme Erinnerung und die sogenannte Husarenjustiz, welche besonders bei einem Spionenverhör ausgeübt wird, der Mangel an genügenden Beweisen meiner Unschuld und der Gedanke, wie schnell und gewiß man mir das falsche Geständnis durch Mißhandlung abgedrungen haben werde, verkündeten mir den Tod als gewiß und ich tröstete mich nur noch mit dem Gedanken, daß der Tod des Erschießens bei einer solchen Exekution gewöhnlich sehr schnell herbeigeführt werde und daß schon viele Menschen den Tod unschuldig erlitten.

„Vor meinem und meiner unglücklichen Gesellschafter Gefängnis, welches, wie gesagt, innerhalb der Hauptwache sich befand und auf den drei äußeren Seiten mit starken Mauern, auf der innern Seite aber mit eisernem Gitterwerk versehen war, vor welchem die wachhabenden Soldaten hin und her gingen, drängten sich auf einmal mehrere Soldaten an das Gitter und sagten einander vor unsern Augen:

„‚Von diesen dreien wird heute abend oder morgen früh einer totgeschossen.‘

„Die Leute wurden jedoch bald zurückgewiesen und es kam uns nichts dergleichen mehr vor.

„Mich konnte nun dieses Los noch nicht treffen, da ich noch nicht als schuldig überwiesen war, es machte aber auf mich einen sehr unangenehmen Eindruck. Ich mußte mich nun in mein Schicksal fügen, ich fühlte aber nichts weniger als peinliche Todesangst. Das Unangenehmste war mir, daß ich als einer der verworfensten Menschen aus der Welt gestoßen werden sollte.

„Nun kam der Augenblick, wo ich wieder in das Verhör geführt wurde. Als ich in das Verhörzimmer eintrat, erblickte ich eine Schranne daselbst, die früher nicht da war. Hier fand ich, was ich vorher leicht ahnen konnte, erschrak jedoch nicht besonders, ich verspürte blos auf einmal ein Brennen unter der Zunge (es war aber durchaus nicht schmerzhaft), was sich mir dergestalt eingeprägt hat, daß ich mich heute noch genau an dasselbe erinnern kann.

„Ich wurde noch einmal über die mein Los betreffenden Gegenstände befragt, allein da diese Fragen ebenso wenig ein befriedigendes Resultat für das Kriegsgericht lieferten als die früheren, so wurde der Beschluß gefaßt, bei mir sogleich den Versuch des Geständnisses durch den Profoßen auf der für mich hierher gebrachten Schranne zu machen. Bei diesem Beschlusse fuhr auf einmal ein ganz andrer Geist in mich, alle Aengstlichkeit war von mir gewichen, ich sah meinen Richtern mit kühnem Mute ins Gesicht und bat, noch einen Augenblick sprechen zu dürfen. Man fragte mich etwas barsch, was ich wolle. Ich sprach mit Nachdruck folgende Worte: ‚Meine Herren! Ich bin ein reisender

Handwerksbursche, an Stockstreiche nicht gewöhnt, und ich bin deswegen entschlossen, schon bei dem ersten Streiche ein falsches Schuldig auszurufen, weil ich unter diesen Umständen voraussehe, daß ich kein Mitleiden finde und somit auf die schmerzhafteste Weise umkommen müßte. Haben Sie bis jetzt entweder in meinen Papieren oder Reden die geringste Spur gefunden, welche ihren Verdacht rechtfertigen kann, so bitte ich, daß Sie mich sogleich totschießen lassen. Haben Sie nichts gefunden und wollen blos ein Geständnis durch Stockstreiche erzwingen, dann erreichen Sie Ihren Zweck, allein Sie haben meinen ehrlichen Namen geschändet und unschuldig Blut vergossen, und dieses zu tun, kann besonders in der gegenwärtigen Gefahr, worin Sie selbst schweben, unmöglich Ihr Wille sein' (man war nämlich keinen Augenblick sicher, wann die Hauptschlacht beginne). Die Herren Offiziere sahen mich darauf sehr ernsthaft an, und ich mußte sogleich wieder in mein Gefängnis zurückgeführt werden. Nach Verfluß von anderthalb Stunden wurde ich wieder, jedoch nur durch den Profoß, vorgeführt. Man fragte mich noch einmal, wohin ich reisen wolle, ich sagte wie früher: ‚Den nächsten Weg nach Dresden'. Ich erhielt sodann auf meinem Paß die Reiseroute vorgezeichnet und alle mir abgenommenen Gegenstände mit der Bemerkung zurück, mich künftig nicht wieder zwischen zwei einander feindlich gegenüber stehende Heere eindrängen zu wollen. Ich bekam sodann einen Soldaten zur Begleitung, welcher mich anderthalb Stunden hinter das preußische Lager bringen mußte, von da an war ich frei.

„Einige Tage nach meiner Befreiung, am 14. Oktober

1806, wurde die Schlacht bei Jena geschlagen, worin besonders die Preußen großen Verlust erlitten.

„Hier ist nun die Frage zu lösen:

„Leitet die menschlichen Schicksale nur ein blindes Ungefähr? Bei mir hat sich dieselbe vollkommen gelöst. Bekanntlich wurde mir, wie vorhin gesagt, in Neustadt an der Aisch mein zweiter Paß abgenommen, ich habe denselben damals zu meinem größten Leidwesen vergessen. Wäre dieses nicht geschehen und man hätte dann bei meiner Arretierung zweierlei Pässe bei mir gefunden, so hätte mich kein Sterblicher von dem schmählichen Tod eines schändlichen Verräters retten können.

„Der Zweifler, der gewiß bedauerungswürdig ist, wird sagen, es ist Zufall, daß man dir deinen Reisepaß abgenommen hat. Allein es ist mir in meinem Leben noch kein Paß von einem Wirte abgenommen worden. Wie wenig ein solcher Fall vorkommen dürfte, werden Reisende am besten zu beurteilen wissen, und wenn je einmal ein ähnlicher Fall vorgekommen sein würde, hat dann der Reisende auch bei der nächsten Abreise seinen Paß dem Wirte wieder abzufordern vergessen, oder der Wirt vergessen, ihn zurückzugeben?

„Ich würde nun bei den triftigen Beweisen, die ich habe, selbst von Zweiflern, die undankbarste Seele genannt werden können, würde ich noch glauben, die menschlichen Schicksale leite bloß ein blindes Ungefähr. Ich stimme deswegen in vollem Glauben mit folgendem Vers überein:

„Ewig trägt in seinen Vaterhänden
Gott das All der Welt;
Ist ein Stäubchen, das ohn' ihn zerfällt?

Wähnet ihr, daß Wesen je verschwinden?
Alles, alles wird sich wieder finden,
Und wir werden sein."

Die Sehnsucht nach seiner Heimat trieb Hildt bald wieder nach Württemberg zurück, er wurde als Deserteur eingezogen und kam auf sieben Jahre unter die Sträflinge, Galioten, wie man sie damals nannte. Als solcher war er längere Zeit auf der Festung Asperg, dann wurde er mit andern Sträflingen zu Wegarbeiten verwendet. So war er einst auf dem königlichen Lustschlosse Monrepos beschäftigt, da kam der König Friedrich mit seinem Günstling, dem Grafen Dillen, vom Schlosse her. Der König war sehr aufgebracht über einen Baumeister und fluchte nach seiner Art, daß der ungeschickte Kerl den Plan zu einem neuen Bauwerke nicht nach seinem Willen anfertigen könne. Auf einmal ging er auf Hildt, der neben ihm am Weg schaufelte, zu und rief! „Kerl, was lacht Er?" Unerschrocken entgegnete Hildt: „Es lächert mich, daß der Hofbaurat, ein so studierter Mann, diesen Plan nicht machen kann; gäbe man mir Bleistift und Papier und einen Tag Zeit, so wollte ich ihn zur Zufriedenheit Eurer Majestät machen."

„Sei Er still, frecher Kerl!" rief Dillen. Der König aber sagte: „Es sei ihm erlaubt, man sperre ihn einen Tag auf die Schreibstube und gebe ihm alles, was er zum Plane nötig hat! Bringt er's zu Stande, so ist der Baurat tüchtig beschämt, kann er's aber nicht, so bekommt er fünfundzwanzig!"

Nun saß Hildt (nicht ohne viel Tränen und Gebet, wie er meinem Vater sagte) in der Schreibstube einen Tag und eine Nacht, zeichnete, zirkelte und berechnete,

und als die Sonne wieder aufging, war der Plan fertig, und er kniete nieder und betete und schluchzte vor Freude und innerer Aufregung wie ein Kind. Der Plan wurde dem König und den Herren vom Fache vorgelegt und fand allgemeine Zustimmung; Hildt aber bekam nicht, wie er gehofft hatte, seine Freiheit, doch wurden ihm die Sträflingsarbeiten erlassen und er auf der Kanzlei zu Schreibgeschäften verwendet, was für sein späteres Glück von großem Wert war; er konnte in den Freistunden viel lesen, zeichnen und sich in seinem Berufe als Werkmeister ausbilden. Nach erstandener Strafzeit begab er sich nach Weinsberg, heiratete daselbst, zeichnete sich als Oekonom und Baumeister (er erbaute die Salinen in Kochendorf, den Donau-Mainkanal) vorteilhaft aus und starb, hochgeachtet von seinen Mitbürgern und in großem Reichtum, im Jahre 1863.

Noch erinnere ich mich, wie einst ein Gast meines Vaters Hildt fragte, wie er zu seinem ansehnlichen Vermögen gekommen sei. „Das will ich Ihnen sagen," entgegnete Hildt, „ich habe nie am unrechten Fleck gespart. Die meisten Leute, namentlich in unserm Schwaben, bringen es deshalb nicht weiter, weil sie engherzig sparen. Das tut namentlich auch der Staat, er führt kleine Bauten auf, um wenige Jahre darauf mit vielen Kosten größere bauen zu müssen, und so weiter. Ich legte im Herbst 1842 viele Morgen neue Weinberge an; da der Sommer sehr heiß wurde und große Trockenheit einfiel, drohten die jungen Pflanzen zu verdorren. Ohne mich lange zu besinnen, ließ ich viele hundert Fässer Wasser führen und täglich jeden einzelnen Stock begießen. Die Weingärtner schüttelten den Kopf

über mich. ‚Seit wann begießt man einen so großen Weinberg? Das kostet ja den Hildt ein Heidengeld!‘ Aber im Jahre 1845 kamen meine Weinberge in Ertrag und vergalten mir Mühe und Aufwand reichlich. Hat einer im Weinberg und Feld viel zu schaffen, so nimmt er notdürftig wenig Taglöhner, diese, das große Geschäft vor sich sehend, sind verdrossen und langsam, der Herr kann unmöglich immer nachsehen, schlechtes Wetter tritt ein und andre Arbeit häuft sich. Ich nehme sogleich Arbeiter, so viel ich nur bekommen kann, fünfzig bis hundert, in solcher Anzahl gehen sie freudig an die Arbeit, jeder würde sich vor dem andern schämen, nicht auch tüchtig mitzuarbeiten, ich kann dabei bleiben, mitraten, mithelfen und in einigen Tagen ist die Arbeit vollendet, wozu ein andrer mehrere Wochen braucht.“ Oft sah ich die Arbeiter Hildts in großer Truppe hinausziehen, voraus ein Fäßchen Wein. Abends zogen sie singend heim, und wenn Hildt Taglöhner wollte, da gingen sie bei gleichem Lohn zu ihm lieber als zu jedem andern.

Mein Vater hatte viele Jahre ein Pferd, einen Rappen, der das Doktorchaischen mit ihm bei Tag und Nacht zu den Kranken herumgezogen hatte. Mein Vater hatte das sanfte, gutwillige Pferd außerordentlich gern, aber mit zunehmendem Alter wurde es ganz steif, so daß es, wenn es sich einmal im Stall niederlegte, nimmer von selbst aufstehen konnte; mein Vater sagte oft im Scherz, es habe die Glieder erfroren, als es durch die Beresina geschwommen sei. Es war ein wahrer Jammer mit dem Pferd; an einen Karrenbauern verkaufen wollte es natürlich mein Vater nicht und doch wieder ebenso wenig dem Schinder übergeben. Eines

Morgens war das Pferd nicht mehr im Stall; endlich gestand der Kutscher, der Hildt habe es in aller Frühe aus dem Stalle holen und totstechen lassen.

Mein Vater war außer sich. Hildt kam und sagte: „Ich konnte das Elend nicht mehr mit ansehen; wenn Sie mir böse sind, schenke ich Ihnen ein neues.“ — „Nein, nein,“ sagte mein Vater, „ich sehe es jetzt ein, nur ein wahrer, treuer Freund konnte so handeln,“ und gab ihm einen Kuß.

Hildt bekam einst den Besuch seiner Mutter, die, schon eine hochbetagte Frau, den zwölf Stunden langen Weg von Oppelsbohm nach Weinsberg zu Fuß gemacht hatte. Ich erinnere mich ihrer noch gar wohl. Sie war trotz ihres Greisenalters eine regsame, stattliche Frau, ihren regelmäßigen Zügen sah man wohl an, daß sie einst sehr schön gewesen sein mußte; sie trug die ländliche Tracht ihrer Gegend, eine hohe schwarzseidene runde Haube, deren gefalteter Spitzenrand Ohren und Augenbrauen berührte, einen schwarzen, kurzleibigen Tuchkittel nebst dickwollenem, gefaltetem, kurzem Rock, dunkelblaue Strümpfe mit roten Zwickeln, Stöckelschuhe mit Schnallen. Es war sich gar gut mit ihr zu unterhalten. Eine Aeußerung von ihr gefiel mir besonders gut: „Was sollen uns die grauen Haare und Runzeln kümmern? Sie tun ja nicht weh und wir sehen sie nicht einmal recht mit den schwachen Augen! Ist das nicht klug und weise so eingerichtet?“

Parrot.

Im Jahre 1820 hielt sich in Heilbronn ein junger russischer Naturforscher Namens Parrot auf, derselbe lebte still und zurückgezogen, doch nach einem Besuch bei meinem Vater schloß er sich innig an diesen an und kam bald jeden Tag zu uns. Mit meinem Vater sprach er ernsthaft über Magnetismus, Literatur und so weiter, aber mit uns Kindern wußte er sich so herzig zu unterhalten, uns von seinen Erlebnissen auf Reisen, vom Kosakenland, von Bären, weißen und schwarzen Wölfen, gemeinen und Werwölfen, Räubern und so weiter zu erzählen, daß wir ihn immer mehr lieb gewannen und glaubten, wir können keinen Tag ohne ihn sein. Er hatte eine so liebe, weiche Stimme, wenn er zu uns sprach, war aber mitunter auch recht traurig, und unser Vater sagte dann: „Er hat heute Heimweh."

Eines Abends kam er, trat aber nicht mit dem fröhlichen „Grüßgott!" wie sonst in das Zimmer, er war schweigsam, beim Abschied sonderbar erregt, umarmte meine Eltern, küßte uns Kinder und sagte: „Ihr seid brave Kinder, werdet euren Freund nicht vergessen!"

Den andern Morgen kam ein kurzer Brief:

„Lebt wohl, ihr lieben, wackern Schwaben! Habt Dank für die genossenen, nicht vergänglichen Freuden! Lebt wohl, seid glücklich! Euer Parrot."

Wir weinten alle zusammen und waren untröstlich. Mein Vater fuhr nach Heilbronn, Parrot war abgereist; ein späterer Brief erklärte alles. Der Vater Parrots, in Mömpelgard geboren, war in Rußland angestellt.

Der junge Parrot hatte sich gegen den Willen seines Vaters verlobt. Um die Heirat zu verhindern oder wenigstens hinauszuschieben, schickte ihn sein Vater auf Reisen, und so kam er nach Heilbronn. Jetzt hatte ihm der Vater, von Heimweh nach dem Sohne ergriffen, geschrieben, er solle umgehend nach Rußland heimkehren, er willige in die Heirat.

Der junge Parrot konnte es nicht über das Herz bringen, bei uns mündlichen Abschied zu nehmen, und so sandte er die kurzen Abschiedsworte. Parrot schrieb meinem Vater öfters. Er wurde Professor an der Universität in Dorpat, war 1830 der erste Naturforscher, welcher den Ararat bestieg. Dies war uns Kindern eine große Merkwürdigkeit, weil der Sage nach Noah nach der Sintflut auf dem Ararat gelandet sein soll, und vielleicht hätte unser Parrot ein Stück der Arche uns senden können. Im Jahr 1832 etwa starb er.

Vergeltung.

Die Schlauheit und Tatkraft, welche die treuen Weiber von Weinsberg anno 1140 bei der Belagerung Weinsbergs bewiesen, zeigte sich auch siebenhundert Jahre später in einem merkwürdigen Falle. Eine Frau hatte durch ihren Mann, der nachts häufig betrunken nach Hause kam und bei entstehendem Zank die Frau die Kraft seines Arms oftmals fühlen ließ, schwer zu leiden, kein Wunder, daß endlich der Frau der Faden der Geduld riß. Einst, als ihr Mann wieder in schwerem Rausch

heimkehrte, und der Unhold nach Mißhandlung der Frau tief schlafend im Bette lag, schlug sie unmerkbar und still von beiden Seiten das Leintuch über ihm zusammen, nahm Nadel und Faden und nähte das Tuch von oben bis unten fest aneinander, dann nahm sie den Kehrwisch und pritschte den Mann, der in Gestalt einer hilflosen Raupenpuppe sich befand, nach Leibeskräften tüchtig durch, bis er unter Schreien und Jammern ewigen Frieden und Besserung versprach, dann erst erlöste sie ihn aus der mumienhaften Umwicklung.

Zu dem alten Chirurg Kreuser, der dem Mann den andern Morgen die schmerzenden Glieder mit Kampherspiritus einrieb, sagte er: „Allen Respekt vor meiner Frau! sie hat mir den Laib redlich heimgegeben!"

Etwas vom Seiltanzen.

Der berühmte Akrobat Rudolf Knie gab in Heilbronn seine Vorstellungen. Vom Marktplatz zum Kirchturm hinauf war ein großes Seil gespannt, auf welchem Knie auf und ab stieg. Mein Vater sah ihm von einem nahen Fenster aus staunend zu, wie er mit so sicherem Tritte, die Augen starr vor sich gerichtet, in schwindelnder Höhe auf dem langen, stramm gespannten Seil dahinschritt, und glaubte, diese außerordentliche Fertigkeit, auf dem Seile zu gehen, sogar mit verbundenen Augen, sei bei dieser allbekannten Seiltänzerfamilie nicht allein eine vom Vater, Sohn und deren Kindern angelernte Kunst, sondern beruhe vielleicht auch nebenbei auf einer

eignen Naturanlage, einer erblichen Neigung zum Nachtwandeln, gesteigertem Traumleben. Um dies zu erforschen, lud er Knie durch ein Billet zum Mittagessen nach Weinsberg ein. Knie fühlte sich durch die Einladung geehrt und war beim Essen sehr heiter und unterhaltend. Aber als mein Vater nach Tisch allmählich mit seiner Theorie herausrückte und Knie fragte, ob er oder Glieder seiner Familie nicht in ihrer Kindheit an nervösen Zufällen, die sich namentlich auch durch unruhige Träume, Sprechen im Schlaf, Nachtwandeln ausgesprochen hätten, gelitten haben, da kam mein Vater ganz schlecht an. Knie glaubte, mein Vater setze Zweifel in die Echtheit seiner Kunst, wolle diese zu einer Krankheit herabziehen, und entgegnete: Er und seine Familie seien nie krank gewesen, die kerngesundesten Leute, und alle ihre Leistungen seien ehrliche Kunst. Mein Vater hatte alle Mühe, ihn zu beruhigen, indem er ihn versicherte, nur weil seine Kunst eine so unbegreiflich große sei, käme man auf den gottlosen Gedanken, es gehe dabei nicht mit rechten Dingen zu.

Friedrich List.

Ein alter Freund und Gesinnungsgenosse meines Vaters (sie kannten sich seit 1818) war der Nationalökonom Friedrich List. Seine Vaterstadt Reutlingen hat ihm ein schönes Denkmal errichtet. Ich erinnere mich aus frühester Kindheit seiner Besuche im elterlichen

Hauſe und das fiel mir auf, daß mein Vater und Liſt ſich immer „Er“ anredeten.

„Alle Welt nennt ſich ‚Du‘ oder ‚Sie‘, wir wollen uns ‚Er‘ titulieren,“ hatte einſt Liſt geſagt.

Bemerkenswert iſt folgender Brief an meinen Vater, datiert von der Feſtung Hohenasperg:

„Freund Schmerzenreich!

„Wenn ich Euch ſchon drei Jahre lang nicht geſchrieben, ſo habe ich Euch doch während dieſer Zeit im Herzen getragen. Ich weiß, Ihr ſeufzt mehr als einer in Deutſchland über die Miſerabilität Eurer Mitmenſchen und Landsleute und beugt Euer Haupt ohne Zweifel nimmermehr vor dem Baal. Ich kann Euch verſichern, daß ich mich ſchon hundertmal zu Euch hin gewünſcht habe, nur um auch wieder einmal recht gemütlich mit Euch zu läſtern und zu lachen, zu träumen und zu weinen. Mir iſt's indes wunderlich gegangen, doch eines oder auch zwei habe ich behalten und wieder mitgebracht, das iſt mein guter Mut und ein ſo gutes Gewiſſen, daß mir oft vorkommt, wenn ich auf dem Wall ſpazieren gehe, es ſei doch beſſer, ich ſei hier oben als dort unten bei den Treibersknechten. Daß ich wieder heimgekommen, mag Euch ſeltſam erſcheinen, iſt's aber nicht, denn wißt, ich habe meine guten Gründe.

„Im Vertrauen will ich es hier Euch ſagen, aber ich bitte Euch, es für Euch zu behalten. Ich bin nämlich gekommen, meinen Pack zu machen und übers Meer zu ziehen, und mich um den ganzen europäiſchen

Plunder, Euern alt- und neumärkischen Quark mit inbegriffen, nicht weiter zu kümmern. Dazu werde ich hauptsächlich durch die Rücksicht auf meine Kinder bestimmt, die ich nicht dem Moloch erziehen und von Eurer Schreiberzunft zu Tod regieren lassen will. Das ist fest beschlossen und wird ausgeführt, sobald die Schwalben ziehen. Ihr habt inzwischen, höre ich, ein niedliches Haus gebaut, in einem lieblichen Gärtlein. Ist auch mein Wunsch, nur soll mein Häuslein nicht auf europäischem Grund und Boden stehen, sondern in der freien Luft einer Republik, wo man die Leute nicht bei den Haaren herumzieht und einsperrt, wenn sie Vernunft reden. Ihr geht nicht mit, das weiß ich wohl, aber vielleicht schickt Ihr mir einmal Euren Buben, der soll mir willkommen sein.

„Mit Eurem Keßler ist's nichts. Der schwatzte und demonstrierte und allegirte und gab am Ende das Ferſengeld. So ist's, wenn man die Sache desjenigen, der zuerst angegriffen ist, nicht zur gemeinen Sache macht. Keßler und Schübler haben mich verlassen und in mir die Unantastbarkeit der Deputierten verloren gegeben. Darum mußten sie auch früher oder später fallen. Als man mich aus der Versammlung stieß, hatte Ow den glücklichen Gedanken, alle unabhängigen Leute sollten mit mir austreten.

„Wir berechneten ihre Zahl auf fünfundzwanzig, und das hätte ein Loch hinausgeschlagen. Aber Keßler lächelte selbstgefällig, als wollte er sagen: ‚Ich will meine großen Pläne schon ohne dich durchführen, bin ich nicht der große Keßler?' Und das kleine Schüblerchen meinte, man werde um eines Lists willen kein so großes

Spektakel machen. Das kleine Männchen bildete sich ein, er regiere mit seinem halbtoten Volksfreund die öffentliche Meinung. Aber es galt nicht dem List, sondern der Sache, dem Grundsatz. Und so mußten sie, die den rühmlichen Tod auf dem Schlachtfeld hätten sterben können, schimpflich über die Klinge springen. Das ist meine Ansicht seit drei Jahren, und daher habe ich auch von meinem Exil aus dem hochbelesenen Herrn Keßler empfindliche Briefe geschrieben. Ich habe seit meiner Zurückkunft hören müssen, daß er einen dieser Briefe einen Geheimen habe lesen lassen, um sich zu purifizieren!!

„Was macht Euer Bruder, der Eisenminister? Immer noch Eisen und Stahl? Das ist schön. Wenn er einst sterben sollte, so muß man seine kolossale Büste in Wasseralfingen aufstellen. Ich möchte ihn wohl noch einmal sehen vor meinem Hinscheiden, aber ich fürchte, einen Kriegsratspräsidenten bei ihm zu treffen wie vor drei Jahren. Seitdem ist es noch um vieles gefährlicher worden, einen Menschen meines Gelichters bei sich zu haben.

„Aber zu Euch komme ich noch, das lasse ich mir nicht nehmen, und sollten Euch die Schreiber Eure Pferdsration, die Ihr von Stadt und Amt bezieht, deswegen nehmen. Dann wollen wir noch recht vergnügt zusammen sein und uns für die lange Trennung schadlos halten.

„Apropos! Ich habe einen Zins von der Stadtkasse in Neckarsulm zu erhalten, wollet Ihr nicht dem Schlingel von Stadtkassier ernstliche Mahnung zugehen lassen, daß er ihn mir sogleich hierher schickt auf den Berg? Und noch etwas. Es hat mir geträumt, ich

werde in der Lotterie mein Reisegeld gewinnen und noch etwas darüber. Da ich nun inzwischen ein Mystiker und Magnetiseur geworden bin, so zweifle ich keinen Augenblick an der Wahrheit dieses Ereignisses, nur sehe ich nicht ein, wie ich in der Lotterie gewinnen könnte, wenn ich nicht darein setzte. Wolltet Ihr nicht die Güte haben, mir von irgend einem Lotterie-Kollekteur in Heilbronn (ich höre, es sollen sich dort mehrere mit diesem Geschäft abgeben) ein Los zu verschaffen, gleichviel, von welcher Lotterie, nur darf es nicht über zwanzig Gulden kosten. Im Hessischen und Bayrischen werden mehrere Güter ausgespielt, und ich glaube, die Lose kosten nur sechs Gulden bis zwölf Gulden. Ein solches wäre mir am liebsten. Und je früher die Lotterie gespielt wird, um so lieber ist es mir, denn ich brauche das Geld bald. Es ist dies mein vollkommener Ernst; sorgt, daß mir ein solches Los zur Einsicht zugeschickt wird nebst dem Plan. Vom Gewinn sollt Ihr Euern Teil erhalten, denn Eure Hand bringt mir Glück.

„Von meinem hiesigen Aufenthalt werde ich Euch ein andersmal mündlich Bericht geben.

„Schließlich bitte ich Euch, Gegenwärtiges alles unter uns zu behalten und mir recht bald zu schreiben.

„Eure Briefe müßt Ihr an meine Frau nach Stuttgart adressieren. Eurer lieben Frau meine freundschaftlichen Empfehlungen. Lebt inzwischen wohl bis auf Wiedersehen, lieber Freund Schmerzenreich, und bleibt gut Eurem Freudenreich.

„Höllenberg, den 7. November 1824."

List, vordem Professor der Staatswissenschaft in Tübingen, nahm 1819 seine Entlassung, wurde Mitglied

der württembergischen Abgeordnetenkammer, 1821 aber wegen eines Konflikts mit der Regierung aus der Kammer ausgeschlossen, in Anklagestand versetzt und 1822 zu zehnmonatlicher Festungshaft verurteilt die er 1824 antrat.

Zu verwundern ist, wie der streng rechnende Nationalökonom den kindischen Glauben an das Gewinnen des geträumten Loses haben konnte.

Einst fuhr List, der, wenn ich mich nicht irre, einige Zeit bei dem Kameralamt in Heilbronn beschäftigt war, im Einspänner meines Vaters mit dem spätern Gemahl Bettinas, Achim von Arnim, nach Heilbronn. Mein Vater kutschierte. List und Arnim hatten schon in Weinsberg einen heißen politischen, nationalökonomischen Streit miteinander gehabt, den sie im Doktorchaischen fortsetzten. Plötzlich kam ein Gewitter mit starkem Platzregen, mein Vater flüchtete sich vom Bock in die Chaise, kutschierte von da aus, List und Arnim, der Volkstribun und der Patrizier, mußten sich abwechselnd auf den Schoß nehmen. Ich weiß noch, wie mein Vater erzählte: Im Anfang saß List auf Arnim und zwar aus lauter Gutmütigkeit, er machte sich in seinem grauen Flaus nichts daraus, daß der Regen auf ihn einspritzte, und wollte dem feingekleideten Arnim sozusagen als Spritzleder dienen. List war aber in der Lebhaftigkeit des Gesprächs so unruhig, bald aufspringend von Arnims Schenkel, bald wieder prall auf denselben niederfallend, dem Freiherrn quasi a posteriori die Richtigkeit seiner nationalökonomischen Ansichten beweisend, daß Arnim bald vorzog, sich auf den Schoß von List zu setzen, von dessen Arm umspannt er sanft ruhte und dafür aber auch wieder bärenhaft gedrückt wurde. Beide waren froh, als der kleine Noah-

kasten sich in Heilbronn am Gasthof „zur Sonne“ zum Aussteigen öffnete, aber das Liebe an der Geschichte war, daß sie als recht gute Freunde schieden und dankbar Gottes gnädige Fügung anerkannten, der durch direkten Einfluß des Himmels die nord- und süddeutschen widerstrebenden Elemente so gründlich zu einem einigen Deutschland amalgamiert hatte.

Ein falscher Freund.

Im Briefe Lists ist ein Herr Keßler genannt. Derselbe spielte mehrere Jahre eine Rolle auf der oppositionellen Seite des württembergischen Landtages, gab mit dem Rechtskonsulenten E. Schübler den „Volksfreund“ heraus, zu welchem auch mein Vater hie und da Beiträge lieferte. Dadurch wurde er mit meinem Vater sehr befreundet, wohnte auch mehrere Jahre hier in Weinsberg. Wie er aber als Politiker das Vertrauen Lists täuschte, so sollte mein Vater zu seinem Leidwesen erfahren, daß er auch als Freund mit falschen Karten spielte.

Mein Vater hatte sich mit vieler Arbeit einige tausend Gulden erspart. Vollständig unpraktisch im Geldwesen, fragte er den vielgewandten Keßler, wie er das Geld am besten anlegen könne. Keßler, Vorstand einer chemischen Fabrik, riet ihm, Aktien dieser Fabrik, die große Zinsen abwerfen, zu nehmen. Mein Vater, noch mehr meine Mutter, zauderte, äußerte Bedenklichkeiten. Keßler schlug alle diese Zweifel nieder, indem er durch einen besondern Schein mit seinem Vermögen

für das Geld garantierte. Nach einiger Zeit kam Keßler und sagte: „Die Aktien stehen besser als je, aber man hat erfahren, daß ich noch nebenher privatim für deren Güte garantiert habe. Das sieht wie ein Mißtrauen aus, nehmen mir die anderen Aktionäre übel; sei so gut und gieb mir meinen Schein.“ Mein Vater, arglos, gab ihn an Keßler zurück, und den andern Tag wurde das Fallissement der Fabrik bekannt, mein Vater hatte sein Geld verloren. Keßler hatte es schon vorher gewußt.

Mehr noch als der Verlust des Geldes schmerzte meinen Vater der Verrat des alten Freundes.

Oekonomisches.

Meine Mutter hatte in jener Zeit viel an dem Vater zu trösten und suchte ihm die Sache leicht darzustellen, obgleich sie selbst manche schlaflose Nacht darüber hatte. Das Geld war meinem Vater überhaupt etwas Fremdes, Unverstandenes, er war ein schlechter Rechner und konnte kaum die Münzen unterscheiden.

Meine Mutter zahlte alle Rechnungen. Mußte er je kleine Geldausgaben besorgen, so war er außerordentlich ängstlich damit, hielt die Summe für eine übergroße, dabei stand er aber keinen Augenblick an, durch Anordnung neuer Bauten in Haus und Anlagen, im Garten oder durch verhältnismäßig großartige Unterstützung anderer, auch durch seine über die Verhältnisse ausgedehnte Gastfreundschaft meiner haushälterischen Mutter oft große Sorgen aufzubürden, die sie ihm

sorgsam verschwieg und durch geheime Sparsamkeit zu verwischen suchte. Seine Einnahme von der ärztlichen Praxis war stets eine geringe, da er selten Rechnungen aussandte und die meisten Kranken — wie es auch die Armut des hiesigen Landvolks mit sich brachte — unentgeltlich behandelte.

In Weinsberg lebte ein reicher quieszierter Beamter. Derselbe war außer der Taubheit, an der er litt, und kleinen Gebrechen des Alters eigentlich nie krank, wurde auch über achtzig Jahre alt, dennoch verlangte er, daß ihn mein Vater täglich besuche. Jeden Neujahrsmorgen brachte die Magd des Beamten, stolz durch die Straßen schreitend, als ob sie die Kroninsignien trage, auf einem großen Porzellanteller unter einer zusammengefalteten Serviette einen in einem weißen Papier wohlversiegelten württembergischen Dukaten (damals fünf Gulden fünfundvierzig Kreuzer = cirka zehn Mark). Dies war das ärztliche Honorar für das ganze Jahr.

Meine Mutter meinte oft: „Du solltest dem reichen H . . . eine Rechnung senden.“ — „Ach nein,“ sagte mein Vater, „es könnte ihn beleidigen, der alte Mann ist es jetzt schon so gewohnt.“

*

Einst hatte er die Frau eines hochbegüterten Edelmanns in Behandlung, dieselbe wohnte mit ihrem Manne, zwei Kindern und einem Bedienten sechs Wochen bei meinem Vater. Nach gelungener Kur bekam er als Bezahlung eine große Schachtel mit Spargeln. Meine Mutter war empört darüber, mein Vater aber sprach entschuldigend: „Es ist lieb von ihm, daß er in mir

nur seinen Freund, nicht seinen Arzt sieht, und die Spargeln sind doch auch sehr schön und groß."

Auch seine schriftstellerischen Leistungen wurden schlecht honoriert. Für seine erste Schrift über das Wildbad gab Buchhändler Osiander in Tübingen als Honorar: zwanzig Freiexemplare und (sechseinhalb Druckbogen, den Bogen zu fünf Gulden) zweiunddreißig Gulden dreißig Kreuzer, die er in Büchern zu beziehen hatte.

Isidorus orientalis.

Als Uhland und mein Vater den poetischen Almanach und den deutschen Dichterwald herausgaben, war der unter dem Namen Isidorus orientalis als Dichter bekannte Graf Otto Heinrich von Loeben einer derjenigen Dichter Norddeutschlands, die sich hauptsächlich dafür interessierten und eigne und fremde literarische Erzeugnisse einsammelten, er war darum schon seit 1812 mit meinem Vater in eifriger Korrespondenz, und wenn sie sich auch nie gesehen hatten, hatten sie sich doch geistig recht lieb gewonnen.

Als daher 1824 Graf Loeben meinen Vater bat, ihn wegen eines Nervenleidens in magnetische Behandlung zu nehmen, und diese Bitte durch Freunde Loebens dringend unterstützt wurde, schrieb ihm mein Vater, er solle kommen.

Die Fahrt von Dresden nach Weinsberg war für Loeben bei seinem geschwächten Zustande, zumal es noch keine Eisenbahnen gab, eine lange und beschwerliche. Er brachte eigenen Wagen und Pferde mit, seine Frau

und ein Bedienter begleiteten ihn; sie stiegen im Gasthof ab, wo mein Vater Zimmer für sie bestellt hatte. Der Graf war sichtbar erfreut, bei meinem Vater zu sein, doch er sah unendlich leidend und bleich aus, und wir Kinder erblickten ihn viele Tage nicht, wie er auch später immer nur die größte Stille und Einsamkeit um sich liebte, was auch seine Krankheit mit sich brachte; er litt an peinlichen Nervenaufregungen, epileptischen Anfällen, die sich oftmals des Tages wiederholten. Mein Vater magnetisierte ihn und zugleich hatte er täglich Sitzungen am Mesmerischen Baquet. Die Gräfin war eine geistreiche, liebenswürdige Frau und eine für ihren kranken Mann treubesorgte Gattin, sie schloß sich bald freundschaftlichst an meine Mutter an und war von rührender Güte gegen uns Kinder. Dem Bedienten aber, der in seiner hellblauen Livree mit den hohen Gamaschen vor allem unsere Bewunderung erregte, waren wir bloße Luft, er blieb immer steif und gemessen in jeder Bewegung, und im Bewußtsein, gräflicher Kammerdiener zu sein war er von unbändigstem Adelstolz, die blaue Farbe seiner Livree schien in sein Blut übergegangen zu sein. Dies ließ er namentlich den armen Hausknecht in der „Traube" fühlen, der sich ihm kameradschaftlich hatte nähern wollen. Diesem livreelosen Subjekt zeigte er seine ganze Verachtung. Sonst aber, was den Dienst bei dem kranken Grafen betraf, kannte seine Pflichttreue und Aufopferung keine Grenzen, und man mußte ihn darum doch hochachten, und dem Grafen war er unentbehrlich. Er fuhr mit demselben täglich aus, meist in geschlossenem Wagen, da sich auch während der Fahrt, wenigstens im Anfang, die Anfälle öfters

wiederholten, später beschränkten sie sich mehr auf die Nacht, und der Patient zeigte auffallende Besserung. Er dichtete eine anmutige Rittergeschichte: „Der Pilger und die Pfalzgräfin“, und widmete sie meinem Vater. Im Jahre 1825 fuhren sie wieder nach Dresden zurück. Der Abschied fiel allen schwer, und selbst der Bediente zeigte einige dankbare Rührung für meinen Vater. Nicht lange Zeit nachher starb der Graf an allgemeiner Entkräftung und auch die Gräfin folgte ihm bald im Tode nach.

Der Sechser.

Eines Abends, ich mochte etwa sieben Jahre alt sein, war ich Hans im Glück und kam freudestrahlend nach Hause. Ich hatte gesehen, wie ein älterer Herr, den ich der schwarzen Kleidung nach für einen Geistlichen hielt, unschlüssig in der Nähe des Hauses stehen blieb und der Weibertreu zu schaute. Ich näherte mich ihm und er sagte: „Lieber Kleiner, wo ist der Weg zur Weibertreu?“ Ich war stolz darauf, daß mich diese Frage traf; wer konnte da bessere Auskunft geben als ich, den mein Vater oft den Fremden als den kleinen Burgvogt der Weibertreu vorstellte. „Ich will Sie begleiten“, sagte ich, und so ging ich mit dem Fremden den Burgweg hinauf, trat mit ihm in die Ruinen, zeigte ihm die Aussicht ins Weinsberger Tal, den Weg, auf welchem die Weiber ihre Männer herabgetragen hatten, den dicken Turm mit den Aeolsharfen, bei denen er länger sitzen blieb, denn sie tönten gar schön, und ich glaubte dem

Herrn anzusehen, daß ihm die Musik sehr gefiel. Endlich stand er auf und sagte: „Die Sonne geht unter, ich muß fort, es will Abend werden, ich muß noch zu Fuß nach Heilbronn; wo geht der Weg dahin?“ „Ich will ihn Ihnen weiter unten zeigen“, entgegnete ich, und als wir wieder an der Kirche unten waren, sagte ich: „Da gehen Sie den Berg rechts hinab und kommen gleich auf die Straße nach Heilbronn, in einer Stunde sind Sie dort.“ Der Herr gab mir die Hand und sagte: „Herzlichen Dank für Deine freundliche Führung,“ und griff in die Tasche und gab mir einen Sechser. Sechs Kreuzer, welch ein Schatz für mich! Der erste Verdienst, den ich mir errungen hatte! Ich lief fröhlich heim, der Sechser war ganz warm geworden, so fest hatte ich ihn in der Hand gehalten, ich zeigte ihn jubelnd meinem Vater und erzählte ihm hastig, wie ich dazu gekommen war. Mein Vater rief zornig: „Was? Du hast dich nicht geschämt, für eine kleine Gefälligkeit, die du einem Fremden erwiesen hast, Geld anzunehmen wie ein Hausknecht? Augenblicklich laufst du dem Herrn nach und gibst ihm den Sechser zurück!“ Ich sah jetzt selbst ein, wie gemein ich gewesen war, und lief und lief, bis ich endlich nah' bei Heilbronn den Herrn auf der Straße dahinwandeln sah. Ich stürzte schnell auf ihn zu, drückte ihm den Sechser in die Hand und eilte zurück, was meine Füße laufen konnten, ich fürchtete, er möchte das Geld nicht wieder annehmen. Es war schon Nacht, als ich wieder zu Hause ankam.

Oberst Gustavson.

1826 trat ein schlanker blonder Herr, noch rüstig, aber durch die Jahre etwas gebeugt, mit einem ledernen, mit grüner Wachstuchdecke bekleideten Ränzchen auf dem Rücken und einem Stechpalmenstock in der Hand, als müder Wanderer ins Kernerhaus ein. Er legte im Vorzimmer Stock und Ränzchen ab und fragte meine Mutter, die aus der Küche trat: „Ist Justinus Kerner zu sprechen?“ Sie bat ihn, ins Wohnzimmer einzutreten, und rief meinem Vater. „Sie sind Justinus Kerner?“ fragte er diesen. Auf seine Bejahung sagte er: „Und ich war einst Gustav IV., König von Schweden, jetzt durchirre ich als Oberst Gustavson wie Ahasver die Welt und will einige Stunden bei Ihnen weilen und vergessen, was mir die Menschen Böses getan haben.“ Er aß bei uns zu Mittag, sprach mit großer Bitterkeit über sein Los und die ihm zugefügten Ungerechtigkeiten, „und doch,“ setzte er hinzu, „habe ich als armer Oberst Gustavson und befreit von aller Etikette und falschen Höflingen, die mich ins Verderben führten, oft glückliche Seelenstunden, wie ich sie als König nie hatte.“ Er sprach viel über Magnetismus, Swedenborg, Ahnungen, bedeutungsvolle Träume und war in allen diese Geistesrichtung behandelnden Schriften wohl bewandert.

Nach Tisch ging er mit meinem Vater durch die Gärten, auf den Turm, die Weibertreu und abends nahm er wieder trotz des Zuredens meines Vaters, länger zu bleiben, Stock und Ränzchen, um zu Fuß

über Heilbronn nach St. Gallen zurückzukehren. Mein Vater sagte, er wolle ihn ein Stück weit begleiten und ich solle das Ränzlein tragen. Ich war als neunjähriger Knabe stolz darauf, das Ränzlein eines Königs tragen zu dürfen, und streichelte unterwegs oft insgeheim das grüne Wachstuch.

Auf dem Galgenberg, eine halbe Stunde vor Heilbronn, nahm mein Vater gerührten Abschied und ich bekam einen freundlichen Handpatsch. Als der König etwa fünfzig Schritte gegangen war, schaute er zurück und mein Vater auch, und der König blieb stehen, kehrte um und ging auf meinen Vater wieder zu, mein Vater ihm entgegen, sie umarmten sich und der König sprach: „Dank! Dank für die unvergeßlichen Stunden bei Ihnen, es ist mir ein großer Trost geworden;" und mein Vater sagte: „Die Menschen haben Ihnen eine Krone vom Haupte genommen, aber Gott hat seine Hand segnend auf dasselbe gelegt und ein höheres, geistiges Leben ist Ihnen aufgegangen."

Glückliche Kur.

Ein Bauer aus einem Dorfe unweit Heilbronn kam mit seiner kranken Frau zu meinem Vater, um sich Rats zu erholen.

Die Frau war im höchsten Grade schwermütig, sehr abgemagert, hatte bleiche Gesichtsfarbe, blaue Ringe um die Augen. Sie hatte schon viele Arzneien vergeblich eingenommen. Mein Vater diagnostizierte Bandwurm und sagte zu dem Bauern: „Gehen Sie nach Heilbronn zum Gärtner Pfau, der wird in seinem Gewächshaus

einen Granatstock haben. Diesen kaufen Sie, es muß aber ein wurzelechter, kein auf Zwetschgenreis gepfropfter sein. Zu Haus schaben Sie von der Wurzel sorgsam die Rinde ab und sieden diese mit zwei Schoppen Wasser. Von diesem Tee soll Ihre Frau zwei Morgen hintereinander einen Schoppen nüchtern trinken, dann werden Sie Ihr Wunder erleben." Dieser Gärtner Pfau war damals der einzige Gärtner in Heilbronn, welcher Gewächshäuser hatte; ein Sohn von ihm, der als Dichter und Kunstkritiker rühmlich bekannte Ludwig Pfau, kam als Knabe oft in unser Haus als Frühlingsbote, indem er meinem Vater die erste Gurke aus dem väterlichen Frühbeet brachte.

Es mochten etwa acht Tage, seitdem der Bauer mit seiner kranken Frau dagewesen war, verflossen sein, da kam unter Singen und Peitschenknall ein Leiterwagen am Kernerhause angefahren und die ganze Gesellschaft, Bauer und Bäuerin, Kinder, Schwager, Vetter, Basen, wenigstens zwölf Leute, alle im Sonntagsstaat, mit Sträußen an der Brust und auf den Hüten, stiegen ab und stellten sich vor dem Hause auf, auch der Kutscher mit einem roten Band an der Peitsche, dann riefen sie: „Hoch, hoch! Doktor Kerner hoch!" bis mein Vater ans Fenster kam, und der Bauer hielt hierauf eine Rede und hob begeistert eine große weiße Flasche empor, in der er den Bandwurm hatte, und als mein Vater zu ihnen herabkam, sagte die Bäuerin, auf den Bandwurm zeigend: „Dies Vieh hat einen ganz närrisch gemacht gehabt!" Und zur Freude meiner Mutter trugen die Basen einen Korb Eier und Butter in die Speisekammer.

Wilhelm Müller.

Im Herbſt 1827 beſuchte meinen Vater der durch ſeine friſchen Natur- und Wanderlieder, wie auch durch ſeine Griechengeſänge wohlbekannte Dichter Wilhelm

Müller, Bibliothekar in Deſſau. Mein Vater freute ſich auf den Beſuch Müllers, den dieſer ihm ſchon vorher ſchriftlich angekündigt hatte. Die Klage um Hellas hatte mein Vater ja auch einige Jahre früher im Grundſtein unſeres Hauſes niedergelegt und jetzt pflanzte er dem Sänger der Griechenlieder zu Ehren eine griechiſche Fahne auf unſern alten Turm, aber Müller ſah ſie wohl kaum, da er erſt mit einbrechender Abenddämmerung ankam und früh morgens wieder abreiſte. Ich glaube mich Müllers noch wohl zu erinnern, wie er auffallend bleich und krankhaft matt in der Sofa-Ecke lehnte und haſtig, als wäre keine Zeit zu verlieren, mit weicher, klagender Stimme nur Ernſtes und Trauriges mit meinem Vater beſprach, über Sterben, Leben nach dem Tode, vorſagende Träume, Ahnungen; auch der nahe wohnenden Seherin von Prevorſt galt ſein Beſuch. Es war Mitternacht, als er zu Bett ging, um mit Tagesanbruch wieder weiterzureiſen. Der Abſchied morgens war traurig, er und mein Vater küßten ſich herzlich, beide fühlten, es war ein Abſchied auf ewig; dennoch kam meinem Vater die Todesnachricht Müllers, der nur

kurze Zeit nach seinem Hiersein starb, unerwartet und berührte ihn schmerzlich; er weihte ihm folgendes Gedicht:

„Du kamst zu mir, ein Stern in stiller Nacht,
Warst mit der Sonne Wiederkehr verschwunden,
Von Liedern nicht und nicht von Hellas Wunden
Ward da gesprochen oder still gedacht.

Nein! von des Erdentraumes kurzen Stunden,
Vom Tag, wo unser Innerstes erwacht,
Vom Wiederseh'n in beff'rer Welten Pracht,
Hat sich hier Geist mit Geist nur eng verbunden.

Der Morgen kam und in des Nebels Schleier
Sah ich ein bleiches Bild nun ferne schweben,
Die Leichenfahn' vom alten Turme wehen,
Die Glocken läuteten zur Sonntagsfeier,
Und mir im Herzen fühlt' ich's mächtig beben:
Fahr wohl! fahr wohl! Dich werd' ich wiedersehen!

Mein Vater bemerkte hiezu: „Dem Sänger der Griechenlieder zu Ehren wollte ich bei seinem mir angekündigten Besuche die griechische Fahne auf dem alten Turme an meiner Wohnung wehen lassen. Aus Unkenntnis der Farben dieser Fahne wurde auf dem weißen und hellblauen Grund ein schwarzes Kreuz gesetzt, wozu noch kam, daß in der Nacht Regen und Herbstnebel die leichtgefärbte blaue Farbe völlig auswuschen und dem bald vollendeten Sänger (er starb wenige Tage nachher) nun morgens statt der griechischen Fahne eine bedeutungsvolle weiße mit schwarzem Kreuze nachblickte."

Das Schlummerstündchen.

Der alte Kastanienbaum umschattet das halbe Gebäude und die Tannen und Birken rings um das Haus sind mit den Jahren schon so gewachsen, daß ihre Wipfel weit über das Dach ragen und ihre Aeste bis an die Fenster reichen.

Im Sommer, mag's draußen noch so lichter Sonnenschein sein — im ganzen Hause drinnen ist Dämmerlicht und Duft wie in einem Tannenwald und in den Zimmern ist es schattig und kühl wie in einer Laube. Aber im Winter, wenn der Schnee auf den Zweigen liegt und sie herniederbeugt, daß es unter ihnen wie in einem Zelt ist, da schlüpfen, wenn die Nacht kommt, die Spatzen und Buchfinken und was sonst zum kleinen geflügelten Straßenvolk gehört, durch die Nadeln in den grünen Versteck und machen sich's auf den Aesten bequem, sie sitzen nahe, ganz nahe zusammen und schlafen und träumen.

Sind aber keine Besuche da, so wird's auch im Hause innen in den Winternächten bald still.

Mein Vater ist, von den nächtlichen Krankenbesuchen müde heimgekommen, nicht mehr aufgelegt zum Schreiben. Da legt er sich dann nach dem Nachtessen nahe dem Ofen den langen Weg auf den Stubenboden und wir Kinder lagern uns neben ihn. Das nennen wir unser Schlummerstündchen oder auch „Sarganmessen", seit ein Fremder, der bei seinem Eintritt in das Zimmer uns so ausgestreckt auf dem Boden liegen sah, erschrocken ausgerufen hatte: „Aber was tun Sie denn da?" und ihm mein Vater mit dumpfer Stimme geantwortet

hatte: „Wir messen uns unsere Särge an.“ Ach, wie war dieses Schlummerstündchen immer so gut! Der Boden war eben, man konnte auf keiner Seite hinausfallen, sich so behaglich ausstrecken und, was die Hauptsache war, wir ersparten noch eine oder zwei Stunden, die wir beisammen bleiben durften, nicht in das Bett mußten. Dann lagen wir, die Arme unter dem Kopf, und sahen halb träumend der immer fleißigen Mutter zu, wie sie am Tische saß und spann, und hörten das Rädchen schnurren, leiser und leiser und wollten eben einschlafen, da — „hat es nicht eben ans Fenster geklopft?“ sagte der Vater. — „Ja, wir haben's auch ganz deutlich gehört!“ riefen wir Kinder. — „Von der Straße aus kann niemand ans Fenster klopfen, das ist viel zu hoch,“ meinte die Mutter. — „Steh einmal auf und sieh nach, Theobald!“ sagte der Vater. — Ich steh' auf, und als ich behutsam gegen das Fenster gehe — „ei,“ rief ich, „jetzt habe ich ihn, den Ruhestörer! Da außen sitzt er auf dem Sims hart am Fenster und will Licht und Wärme profitieren, es ist ein ganz gewöhnlicher grauer Spatz, der hat an die Scheiben gepickt und schaut mich jetzt mit seinen schwarzen Aeuglein an, als wollte er sagen: Ich weiß wohl, Du tust mir nichts.“ — „Das ist kein gewöhnlicher Spatz,“ scherzte mein Vater, „wahrscheinlich ist es ein verzauberter Handwerksbursch, der hat noch Licht in der Herberge gesehen, wagt aber nicht hereinzukommen, weil er kein Geld hat.“ — „Nun, dann soll er auch nicht klopfen!“ sagte ich und legte mich wieder auf den Fußboden. Es war wieder still in der Stube, und das Rädchen schnurrte und die Mutter drehte den Faden.

Was ist es doch so etwas Schönes, Wunderbares um den Flachs! dachte ich, wie silbern glänzt er, wenn ihn die Mutter leicht auf den Tisch ausbreitet und flaumenweich um dem Rockenstiel legt und ihn mit dem breiten farbigen Band umwickelt! Und wenn die Mutter den ganzen Winter über oft bis Mitternacht fleißig gesponnen hat, dann nimmt sie mit Stolz die vielen aufgehäuften Stränge vom Nagel und wiegt sie und bringt sie zum Weber. „Das ist einmal ein schönes Garn," sagt dieser, „und es ist so gleichmäßig gesponnen und fest, das gibt ein gutes Tuch!" und hat es der Weber nach dem angegebenen Dessin gewoben, dann wird das graue Tuch nach Blaubeuren auf die Bleiche geschickt, und kommt es von dieser schneeweiß und ohne Risse zurück, welche Freude! Dann geht es an ein Ausmessen und Schneiden und jedes Stück bekommt seine angemessene Verwendung. Auch ich kriege etwas davon ab zu Hemden. „Kein Bub in ganz Weinsberg und Stuttgart hat so schöne Leinwand wie Du!" sagt die Mutter. Ach, sie hat recht! Feiner mag vielleicht manche Leinwand sein, aber lieber ist keine, sie hat sie ja selbst gesponnen! Aus dem Tuch mit den gesteinten Dessins werden Tischtücher und Servietten gemacht, im Sommer, wenn die Gäste kommen, da kann man's wohl brauchen. Im Altanenzimmer decke ich dann den Tisch, ich breite zuerst das schneeweiße Tischtuch über den großen runden Tisch und zähle dann, wie viel Gäste sind's heut? Onkel Karl, Tante und Amalie Schoppe sind drei, Menzel, Heideloff und Pfizer sind auch drei, dann die Eltern und wir drei Kinder — also elf Servietten brauche ich und für jeden zwei Zinn-

teller, ein flaches und ein tiefes, sind zweiundzwanzig, die placiere ich alle schön der Reihe nach, und Löffel, Gabel, Messer, Salz, Brot, nichts darf vergessen werden, meine kleinere Schwester Emma stellt die Sessel zurecht, meine Schwester Marie trägt die Suppe auf, meine Mutter hat den Wein aus dem Keller geholt und stellt ihn auf — vier Flaschen. „So, jetzt kannst du zum Essen rufen, Theobald," sagt sie, „die Gäste und der Vater sind im Garten unten." Ich springe schnell auf und rufe die Altane hinab mit lauter Stimme: „Zum Essen!" — „Er hat laut zum Essen gerufen! Er muß geträumt haben," lachen meine Schwestern, und meine Eltern lachen, und ich erwache aus meinem Traum auf dem Stubenboden. — „Kinder, es ist Zeit, daß ihr ins Bett geht," sagt meine Mutter und stellt ihren Spinnrocken in die Ecke, und ich sehe, daß die Spule ganz voll ist — ach, wie fleißig war sie, während wir schliefen! Und wir wünschen gute Nacht und geben den Eltern einen Gutenachtkuß und — „halt" sage ich, „ich muß noch nach meinem Spätzle sehen," und ich sah, wie es das Köpfchen unter dem Flügel hatte und schlief. „Gute Nacht, liebes Handwerksbürschle," sagte ich, „morgen früh sollst du ein gutes Frühstück haben!"

Geisteskranke.

Unter den vielen Geisteskranken, die mein Vater in Behandlung und im Hause wohnen hatte, befand sich einer, den ich nicht für närrisch hielt, sondern für

grundgescheit, denn er war noch viel gescheiter als ich. Wenn ich zu Hause an meinen Schulaufgaben saß — war es lateinisch, griechisch oder deutscher Aufsatz — so setzte er sich freundlich zu mir, korrigierte und half mir und belehrte mich, und es war ihm ein Leichtes, alles besser zu machen als ich und so gut, daß mein Präzeptor allemal sagte: „Das ist auch nicht in Deinem Kopfe gewachsen, da hat Dir wieder Dein Professor geholfen!“ Er war aber kein Professor, obgleich er es leicht hätte werden können, wenn er nicht zuviel studiert hätte. Er war als Theologe im Stift zu Tübingen gewesen, immer der erste in seiner Promotion und, so gelehrt er auch war, scharrte er immer noch mehr Gelehrsamkeit in sich hinein und dachte und sinnierte Tag und Nacht, daß sein Gehirn übersättigt und zum Bersten voll wurde. Jetzt sollten aber auch noch alle philosophischen Systeme darin Platz finden, er stopfte und stopfte, und das war zu viel! Es muß in der Nacht plötzlich einen Knall und einen Riß im Kopf gegeben haben. Eines Morgens war der sonst so stille Theologe wie umgewandelt, er war aufs äußerste irritiert, stolz, rechthaberisch, hielt mit gewaltiger Stimme lange Sermone, sprach mit sich selbst, bekomplimentierte sich vor dem Spiegel, lächelte sich freudig zu, der ganze Wust der in ihm aufgespeicherten halbverdauten Philosophie war in Gärung geraten, trieb in seiner Phantasie die sonderbarsten Blasen, er hielt sich bald für Kant, bald für den Hegel, dann wieder für Schelling, Schleiermacher und so weiter, und als an Größenwahn leidend kam er von der Universität nach Heilbronn und bald darauf nach Weinsberg.

Ein fremder Herr, der allein im Wohnzimmer saß und meinen Vater, der Krankenbesuche machte, erwartete, erschrak einst nicht wenig, als der närrische Magister plötzlich aus dem Nebenzimmer auf ihn zutrat und in erhabenem Tone sprach: „Kennen Sie Spinoza?“ — „Nein,“ sagte der Fremde demütig. — „Nun, so sehen Sie mich an! Ich bin Spinoza!“ und dabei ging er mit stolzen Schritten vor ihm auf und ab, fixierte ihn wieder scharf und fragte: „Nun, wie gefalle ich Ihnen? Haben Sie sich Spinoza so gedacht?“ Der Fremde war goldfroh, als mein Vater eintrat und der Magister ins Nebenzimmer verschwand. Durch das einfache Landleben in Weinsberg, tüchtiges Laxieren, angestrengte Märsche in Wald und Feld, wobei ihm mein Vater anriet, sich so viel als möglich vom Wind durchblasen zu lassen, verschwanden nach und nach die Phantasien und Ideen, er wurde aus einem überstützigen Philosophen wieder ein gewöhnlicher, gescheiter Mensch. Von der Theologie und allem, was drum und dran hängt, wollte er aber nichts mehr wissen und wurde Landwirt.

Eine Dame aus Posen war bei meinem Vater in Kur, sie war verheiratet, Mutter mehrerer Kinder, hätte in den glücklichsten Verhältnissen leben können, jetzt war sie im höchsten Grade schwermütig. Einst sehr schön und noch im Alter von vierzig Jahren eine hübsche Erscheinung, sah sie doch, daß mit den zunehmenden Jahren Jugend und Schönheit abnehmen. Das machte sie traurig, sehr traurig; sie wurde menschenfeindlich, floh die Gesellschaft, wollte namentlich solche nicht mehr sehen, die sie in der Jugend gekannt hatten,

und faßte die fixe Idee, sie müsse einen Arzt finden, der sie wieder jung machen könne.

Sie bat oft in den rührendsten Worten meinen Vater, er solle doch die Zauberei beginnen, oder wenn es eine Operation sein müsse, wolle sie dieselbe ruhig ertragen, auch wenn sie noch so schmerzhaft sei.

Unter anderen wirren Ansichten hatte sie auch die, der Mensch sterbe nur, wenn er nicht mehr den festen Willen habe, zu leben. „Mein Vater," sagte sie, „war ein braver, vorzüglicher Mann, alles liebte ihn. Wir waren sechs Kinder, alle noch jung, sein Leben war uns so notwendig! Plötzlich ist er gestorben, ließ uns in traurigster Lage zurück. Warum hat er das nicht bedacht? Warum ist er gestorben? Warum hat er uns verlassen? Warum ist er so schwach gewesen, an einer Krankheit, die so viele durchmachen, zu sterben? Das war nicht recht von ihm; diese Schwachheit kann ich ihm nie verzeihen!"

Mein Vater setzte ihr öfters aufs geduldigste auseinander, die Kunst, wieder jung machen zu können, besitze kein Arzt der Welt: wie die schönsten Blumen welken müssen, sei es auch des Menschen Los, im Alter der Jugend und Schönheit entsagen zu müssen; sie solle sich freuen, die verlorene Jugend in ihren Kindern wieder neu erblühen zu sehen. Sie war zwei Monate bei uns, da wurde sie ruhiger, zufriedener, die quälenden Ideen erblaßten. Als bestes Zeichen beginnender Besserung und lichteren Geisteslebens sah es mein Vater an, daß Heimweh nach ihren Kindern sich einstellte, und, auf ein Schreiben meines Vaters von ihrem Mann abgeholt, fühlte sie sich bald dauernd glücklich im Kreise der

ihrigen; die bösen Wünsche nach erneuter Jugend kamen nimmer wieder.

Bei Frau Linsenmeyer.

Wenn mein Vater nach Heilbronn fuhr, kehrte er gerne in dem vor dem Fleinertor gelegenen Gasthof zur Traube ein.

Die Wirtschaft führte eine schon hoch bejahrte, grundbrave Witwe, namens Linsenmeyer, mein Vater hatte sie sehr lieb und unterhielt sich gerne mit ihr. — Im Winter, wenn draußen Schnee fiel, und unfreundliches Wetter war und im Haus keine Gäste, seufzte oft mein Vater und sagte: „Ach, ich wollte, ich säße bei der Frau Linsenmeyer und ich und Theobald tränken miteinander dort ein Glas Bier."

„Nun so geh zu Deiner Frau Linsenmeyer!" sagte meine Mutter dann und ging zur Türe hinaus. Ich setzte mich mit dem Vater an den Tisch und er klopfte und rief: „Frau Linsenmeyer!" Da trat meine Mutter, die unterdessen eine weiße Haube aufgesetzt und eine weiße Küchenschürze umgebunden hatte, ganz wie sie die Frau Linsenmeyer anhatte, herein und sagte: „Ah, Sie sind's, Herr Oberamtsarzt? Und das ist Ihr Herr Sohn? Ach, was die jungen Leute heranwachsen, da sieht man erst, wie alt man wird! — Was befehlen Sie?" — „Bringen Sie uns ein Glas Bier!" sagte mein Vater. — „Ja, das ist gerade gut, ich habe erst vor einer Stunde ein frisches Faß anstechen lassen,"

antwortet sie und geht hinaus und bringt dann für jeden ein Glas Bier und sagt: „Wohl bekomm's!" und wir trinken und mein Vater unterhält sich mit der Frau Linsenmeyer. „Wir werden eben alt, Frau Linsenmeyer!" sagt er. — „Nun, das wünscht man sich ja schon in der Jugend," sagt die Frau Linsenmeyer. „Wollen die Herren vielleicht auch etwas speisen?" — „Ja, bringen Sie uns Emmentaler Käs und noch einen Schoppen Bier." — Die Frau Linsenmeyer nimmt unsere leeren Gläser und geht hinaus, und bald stellt sie wieder zwei volle Gläser vor uns hin und jeder bekommt auf einem Teller eine Portion Käse und ein Stück Brot und ein Messer. Wir lassen's uns schmecken und mein Vater sagt: „Jetzt aber müssen wir heimfahren, es ist schon spät, was sind wir schuldig?" — „Eine Portion Käs und Brot," sagte sie, „macht fünf Kreuzer und zwei Schoppen Bier sechs Kreuzer, macht elf Kreuzer, und der Herr Sohn hat das Nämliche — zusammen zweiundzwanzig Kreuzer." — „Ja, und was hat der Kutscher gehabt?" — „Ein Stück Backsteinkäs mit Brot vier Kreuzer, einen Schoppen Wein sechs Kreuzer, macht zehn Kreuzer, dann die Pferde Brot mit Salz achtzehn Kreuzer, alles zusammen fünfzig Kreuzer." — „Hier," sagt mein Vater und gibt der Frau Linsenmeyer einen Patsch und tut, als ob er ihr Geld gäbe, und jetzt: „Gute Nacht, liebe Frau Linsenmeyer, ich komme bald wieder." — „Wird mich sehr freuen, Herr Oberamtsarzt, ruhsame gute Nacht!" — Und die Mutter legt jetzt Haube und Schurz ab und mein Vater sagt: „Das Bier im Wirtshaus und bei der Frau Linsenmeyer schmeckt eben viel besser, als wenn man's zu Hause trinken würde,"

und wir lachen und sind fröhlich und meine Mutter sagt: „Horcht, ich glaub', ihr habt bei der Frau Linsenmeyer heute zu tief ins Gläschen geguckt!"

Die Asche der Toten.

Eines Tages kam ein Schotte und seine Tochter in unserem Hause an, sie waren beide in einfachem Touristenanzug; der hohe, schlanke Mann mochte etwa vierzig, die Tochter siebzehn Jahre sein; er trug ein Felleisen auf dem Rücken, die Tochter an einem Riemen über der Achsel eine schwarzlackierte, blecherne Kapsel, über welche ein zusammengelegter Shawl herabhing. So, sagte er, wanderten sie fort und immer fort, alles zu Fuß, hätten schon viele Länder durchzogen; früher sei auch seine engelhaft schöne Frau fröhlich mitgewandert, vor Jahren sei diese unterwegs erkrankt und gestorben, da habe er sie verbrennen lassen, und die Tochter trage jetzt die Asche der Mutter in der Kapsel mit, sie könnten sich beide nicht von derselben trennen, sie seien fröhlich dabei und es sei ihnen, als wandere die Frau immer noch mit. Er hatte mehrere Schriften meines Vaters gelesen, stellte an ihn viele spiritistische Fragen und dann nahm er wieder sein Ränzchen, sie die Kapsel mit dem Shawl, und fort ging's ruhelos weiter.

Frau von Krüdener.

Drei Jahre vorher, ehe mein Vater nach Weinsberg zog, im Jahre 1815, lebte auf einem einſamen Bauernhofe, genannt der Rappenhof, eine halbe Stunde von Weinsberg, eine vornehme Dame aus Kurland, die Juliane von Krüdener, geborene von Vietinghoff. Dieſelbe, in ihrem ſechzehnten Jahre an den ruſſiſchen Geſandten von Krüdener verheiratet, ſpäter von ihm geſchieden, war mit ihrem äußerſt regſamen Geiſte, ihrer Anmut und Schönheit einſt die Zierde der vornehmen Pariſer Kreiſe geweſen, mit den zunehmenden Jahren und nach einem wechſelvollen Leben hatte ſie ſich dem Myſtizismus ergeben, durch ihr exaltiertes Weſen, ihren Hang zur Sektiererei und Geheimbündelei viel von ſich reden gemacht, und nachdem ſie in mehreren Orten Württembergs kurze Zeit ſich niedergelaſſen, hatte ſie den Rappenhof bei Weinsberg zum bleibenden Aufenthalt auserſehen. Ihr zur Seite ſtand eine Art von Hofmeiſter oder Verwalter, der ſie in ihren Plänen unterſtützte und in Heilbronn viele ſeidene Bänder einkaufte, die ſie als Ordenszeichen an ihre Anhänger verteilte, wodurch ſie ſich die Ungnade des Königs zuzog und ihre Ausweiſung aus Württemberg bevorſtand.

In demſelben Jahre übernachtete auf der Durchreiſe

nach Paris Kaiser Alexander I. von Rußland in dem am Marktplatz gelegenen von Rauch'schen Hause in Heilbronn.

Er hatte eine schlaflose Nacht und in qualvoller Sorge über die damalige Weltlage und wie er dabei einzugreifen habe, soll er vor seinem Bette knieend Gott gebeten haben, ihm einen Menschen zu senden, der ihm das Richtige rate. Plötzlich meldete ihm ein Adjutant, im Vorzimmer stehe eine sonderbare Dame, die lasse sich durchaus nicht abweisen und behaupte, sie müsse den Kaiser sprechen, sie nenne sich Frau von Krüdener. „Sie soll eintreten, sie soll sogleich eintreten!" rief der Kaiser, „Gott hat mein Gebet erhört!" und er hatte eine lange Unterredung mit Frau von Krüdener. Den andern Morgen reiste er ab, zwei Tage darauf folgte ihm die geistreiche, abenteuerliche Frau und soll auf den zum Mystizismus geneigten Kaiser großen Einfluß geäußerst und viel zur Stiftung der heiligen Alliance beigetragen haben.

Wenn mein Vater vom Geisterturm oder der Weibertreu aus den Fremden den Rappenhof zeigte und dabei die Geschichte der Frau von Krüdener erzählte, setzte er oft scherzend hinzu: „Die heilige Alliance ist eigentlich in Weinsberg entstanden und gehört auch zu den kakodämonischen Erscheinungen."

Das Bild der Frau von Krüdener, das sie auf dem Rappenhof über ihrem Schreibtisch hängen hatte, erkaufte mein Vater in einer Auktion und es ist jetzt in meinem Besitz.

Der Totengräber als Kutscher.

Mein Vater hatte oft seltsame Kutscher. Lange Zeit war sein Kutscher und Diener der Totengräber von Weinsberg. Derselbe hatte den seltsamen Namen Zipperle.

Der Doktor in der Chaise, der Totengräber auf dem Bock, so machten sie Krankenbesuche auf dem Lande. Außer Kutscher und Totengräber war er auch Poet, doch seine Muse war immer eine Grabesmuse, er hatte aber bei seinem Berufe auch mehr als jeder andere Dichter das Recht, weltschmerzlich zu sein. Ein Gedicht von ihm besitze ich noch:

„O schwarzer Gaul, wenn ich und du
Mit unserm Herren fahre,
Dann denk' ich an die ew'ge Ruh'
Dort unten in der Bahre,
Dort hört man keinen Peitschenknall,
Es ist ganz still dort unten,
Den Doktor, der die Krankheit heilt,
Hat jeder dort gefunden."

Auch sonst war er ein Original. Einst, als es lange niemand zu begraben gab und ihm dadurch der Verdienst abging, sagte er: „Ich weiß gar nicht, warum die Leute gegenwärtig alle so geizig sind und nicht sterben wollen." Wenn er guter Laune war, summte er einen Choral oder sang auch mit lauter Stimme ein Sterblied, worüber einst ein Fremder (wenn ich mich nicht irre, war es der unter dem Namen Willibald Alexis bekannte Dichter Häring), den mein Vater in später Nacht nach Heilbronn fahren ließ und der von dem Doppelberuf des Kutschers nichts wußte, in

argen Schrecken geriet. Er schrieb darüber an meinen Vater: „Während ich so dahinfuhr, war es mir schon einige Zeit zwischen Wachen und Träumen, als hörte ich eine ferne traurige Melodie und meine Gedanken nahmen davon unwillkürlich eine ernstere Richtung, plötzlich ertönte vom Bock außen in die schwarze Nacht hinein mit dumpfer trauriger Stimme das Lied:

„Alle Menschen müssen sterben!"

und kein Vers wurde mir geschenkt, dann war es wieder totenstill; am Heilbronner Kirchhofe aber wandte sich der Schauerliche nach mir um und sagte, mit der Peitsche über die Kirchhofmauer deutend: ‚Die da innen liegen alle nicht regelrecht, alle gehören einen halben Schuh tiefer, da mache ich's besser.'

„‚Ums Himmels willen, wer sind Sie denn?' rief ich angstvoll, ‚sind Sie denn nicht der Kutscher von Doktor Kerner?' — ‚O ja, aber auch der Totengräber von Weinsberg,' sagte er mit unerschütterlicher Ruhe. „Aber, lieber Herr Doktor, wie kann man auch einen Totengräber zum Kutscher haben?

„Als wir am Gasthaus ‚zum Falken' anhielten und ich ihm eine Kleinigkeit für seine Mühe gab, zog er feierlich seinen Hut und sagte: ‚Ja, ja, so geht's! Heute mir, morgen Dir!' Was er eigentlich damit sagen wollte, weiß ich nicht, aber ich kann Sie auf Ehre versichern, ich war recht froh, als ich wieder in der beleuchteten Stube und unter Menschen von saftigem Fleisch und Blut war; die ganze nächtliche Fahrt erschien mir wie ein Stück aus dem Totentanz, ich kam mir vor wie ‚der Reiter mit dem Tod' in Albrecht Dürers schauerlichem Bilde."

Meinem Vater war es immer sehr merkwürdig, daß sein Kutscher zugleich Totengräber war, und er störte ihn nie in seinem Berufe, manchmal mußte der Kranke, der dem Tode entweichen wollte, warten, bis sein Kutscher-Totengräber den, der dem Tode nimmer hatte entfliehen können, begraben hatte. „Haben Sie, wenn Sie oft nachts ein Grab gruben, nie eine Geistererscheinung gehabt?" fragte ihn einst mein Vater. — „Nein, aber . . ." — „Was aber?" Dieses Aber beantwortete er nie, doch erinnere ich mich, daß er einmal erzählte, er habe einen längst Verstorbenen im Grabe nebenan, das er grub, schmatzen hören, auch behauptete er, es habe ihn einmal ein Totenkopf, den er herausgeworfen, gebissen. Vielleicht war das dieses Aber.

Es war hier ein Chirurg K., der hatte einem andern Kollegen, dem er an Praxis und Verstand weit überlegen war, manchen Schabernack gespielt, wodurch sich eine große Feindschaft zwischen beiden entspann. K. starb und H. besaß doch so viel Kollegialität, mit seinem Leichenbegängnis zu gehen; es war ein kalter Wintermorgen und starkes Glatteis. „Diesmal führt mich der K. zum letztenmal aufs Glatteis," sagte H., als er zum Kirchhof ging.

Im Heimweg fiel er, brach den Schenkelhals und starb nach wenigen Tagen. Dies war der letzte Tote, dem Zipperle ein Grab grub, bald darauf starb auch er; mein Vater ging traurig hinter seiner Bahre.

Feuerlärm.

Es war im Jahre 1829: eine schöne warme Sommernacht. Wir hatten mit den Gästen, bestehend aus dem Professor Eschenmayer aus Tübingen, dem Staatsminister C. v. Wangenheim aus Gotha, Gotthilf Schubert und Frau aus München auf dem alten Turme zu Nacht gegessen, und jetzt saß die Gesellschaft noch traulich beisammen und unterhielt sich über alles mögliche, was zum Nachtgebiet der Natur gehörte.

Das Gespräch interessierte mich wenig, ich war noch zu jung, — kaum dreizehn Jahre alt — um es gehörig zu verstehen, ja, wenn ich ehrlich sein will, es langweilte mich, und ich setzte mich abseits von den anderen auf die oberste Stufe der Treppe, die vom Turme herabführt. „Hier kann ich auch," dachte ich bei mir, „unbemerkt die Augen ein wenig zumachen und schlafen, ohne daß es heißt: ‚Theobald, geh lieber ins Bett!'" — Und es war eine so schöne Nacht! Der Mond schien kryſtallhell vom blauen Himmel herab und weit und breit war kein Wölkchen. Ueber des Nachbars Dach schlich eine Katze. „Wahrscheinlich will sie eine Fledermaus fangen," dachte ich und sah ihr gespannt zu und war mäuschenstill. Jetzt erzählte mein Vater den Gästen alte Weinsberger Geisterſagen, vom Pfarrer Klüpfel, der wegen seiner Sünden als Geist laufen muß, vom Schloßvogt auf der Weibertreu, vom Klopferle. Dieses Klopferle, sagte er, hat sich in Weinsberg sozusagen das Ehrenbürgerrecht erworben, man spricht nur mit größter Hochachtung von ihm, es ist ein Geist,

der in Gestalt und Kleidung einem ehrbaren Küfermeister vom Anfang des vorigen Jahrhunderts gleichen soll. In einem alten, tiefen Keller, nicht weit vom Marktplatz, treibt er sein Wesen, und es ist schon über hundert Jahre her, daß er in diesen Keller gebannt ist. Schon oft hat eins oder das andere, das in diesen Keller hinabgestiegen, um Wein zu holen, den Geist gesehen und ist nicht wenig erschrocken, wenn es den unheimlichen Küfermeister hinter einem Faß hervorkommen sah, aber getan hat er keinem etwas, im Gegenteil, alle, die ihn gesehen haben, sagen, sein Gesicht sei freundlich und vertrauenerweckend gewesen und es habe oft geschienen, als wolle er etwas sprechen. Nun, solche Geister können in den besten Häusern vorkommen, es bleibt meist Familiengeheimnis und wird nicht davon gesprochen. Dieses Klopferle aber, das man füglich Herr Klopfer hätte nennen dürfen, verhält sich das ganze Jahr still und bescheiden, aber in den heiligen Nächten um Mitternacht zwischen zwölf und ein Uhr, da hört man durch die Kellerlöcher herauf plötzlich ein lautes Klopfen, wie an leere und volle Fässer, bald hell, bald dumpf, dann fortgesetztes taktmäßiges Klopfen, als treibe man die Reifen an, kurz, man könnte meinen, es sei ein Küfer unten in bester Arbeit. Sieht man aber im Keller nach, so ist kein Mensch unten und alles stockdunkel. Die aber, welche auf der Straße an den Kellerlöchern vorbei gehen und das Klopfen unten hören, rufen einander freudig zu: „Das Klopferle läßt sich wieder hören, der nächste Herbst bringt einen guten Wein!“ und je lauter und länger das Geisterklopfen dauert, desto ekklatantere Vorzeichen

gibt das Klopferle, daß der nächste Herbst viel und edlen Wein gibt.

Ein viel schlimmerer Geist, fuhr mein Vater fort, ist in der Kirche da drüben, der Dietrich von Weiler. Am Ostersonntag 1525, als die Bauern Weinsberg belagerten, schoß er gegen alles Recht einen Herold der Bauern nieder, und als die Stadt erstürmt und viele der Ritter gefangen oder erschlagen waren, floh er in die Kirche und von da die Wendeltreppe in den Kirchturm hinauf und wehrte sich gegen die nachstürmenden Bauern tapfer, wurde aber verwundet und durch das Fenster des Turms herabgestürzt. An diese grause Todesstelle und in die Kirche soll nun der unselige Ritter als Geist gebannt sein; in der Nacht vom Ostersonntag auf Ostermontag soll er mit klirrenden Sporen und dröhnendem Schritt durch die Kirche schreiten und ein Mesner, der ihn gesehen haben wollte, beschrieb ihn als einen sehr großen und starken Mann mit rotem, struppigem Haar und Bart und von schreckbarem Aussehen. „Sie machen einen ja ordentlich gruselich," sagte die Frau Schubert zu meinem Vater, „trotz des schönen Mondscheins ginge ich jetzt doch um alles in der Welt nicht allein an die Kirche."

„O, aber ich ginge sogar hinein!" rief ich vorlaut aus meiner Ecke hervor.

„Kleiner Bramarbas!" rief mir Frau Schubert zu, und jetzt wurde wieder weiter fortgeplaudert.

Mich aber ärgerte die Rede der Frau Professorin gründlich. „Sie hatte mich einen Bramarbas geheißen und die andern haben dazu gelacht," brummte ich innerlich, „euch will ich's zeigen!" Leise schlich ich die

Treppe hinab, ging der Stadtmauer entlang und jetzt stand ich an der Kirche.

Nahe am Eingang in die Sakristei und nur etwa vier Fuß vom Boden weg befindet sich eine viereckige in der dicken Kirchenmauer angebrachte Oeffnung, die einst als Fenster einer Krypta diente. Ein Erwachsener hätte durch dieses Loch nicht in die Kirche schlüpfen können, aber wir Buben taten es bei unseren Spielen um die Kirche herum sehr oft und das sogenannte „Pfaffenloch" war uns ein wohlbekannter Eingang. Durch diesen also — Kopf und Arm voraus wie ein Küfer ins Faß — kam ich in die Krypta, die, klein und unscheinbar, nur noch an einen großen Stein im Hintergrund, welcher wohl als Altar diente, als frühere Kapelle erkennbar ist. Von ihr aus einige Staffeln hinauf öffnete sich eine Türe in die Kirche. Schnell war ich bei den Glockenseilen, sie waren mir wie das Läuten wohlbekannt, da wir Buben Sonntags in der Kirche zu läuten gewohnt waren, und ich ergriff ein Seil und mit aller Kraft läutete ich etwa eine Minute lang, dann schnell in die Krypta und zum Pfaffenloch hinaus, und ich war recht froh, als ich wieder außerhalb der Kirche auf dem mondbeleuchteten Pflaster stand. Während ich zum Pfaffenloch herauskroch, war es mir immer gewesen, als wolle mich einer hinten an den Hosen packen. Jetzt schlich ich wieder leise an der Stadtmauer hin und die Turmtreppe hinauf, meine Abwesenheit hatte keines bemerkt; sie sprachen eben noch davon, warum wohl auf dem Kirchturme geläutet worden sei? Da — ich traute meinen Ohren kaum — läutete es auf dem Rathaus, dann auf dem Wachtturm, es ertönten Feuerjorufe, überall

riefen die Leute aus den Fenstern: „Wo brennt's?“ Jetzt rasselten auch Spritzen durch die Straßen, es war ein gräßlicher Tumult, der mich zu andrer Zeit sehr ergötzt hätte, so aber hatte ich ein böses Gewissen und das Herz schlug mir in Angst, was wohl aus der Sache werden könnte? Nun, es lief noch gut ab. Als der Ort des Brandes nicht zu erkunden war, lief man zum Mesner und mit diesem an die Kirche, denn da hatte es ja zuerst geläutet. Die Kirche war verschlossen gefunden worden, kein Mensch darin, nur das Glockenseil schwankte noch etwas. Das war sehr sonderbar und recht schwer zu erklären! Und manche im Städtchen mögen dabei wohl an Geisterspuk gedacht, den Herrn Dietrich von Weiler im Verdacht gehabt haben. Als wir aber mit den Gästen vom Turme herabstiegen, zupfte mein Vater mich am Ohrläppchen und flüsterte: „Hauptschlingel!“ Ich ersah daraus, daß er mit väterlichem Instinkt schnell den Missetäter erkannte, der in die Kirche gestiegen und geläutet hatte, und daß er mir darob nicht böse sei.

Treue Liebe.

Ein Gast hatte einst bei der Abreise sein Hündchen mitzunehmen vergessen, wahrscheinlich hat er es aber mit Vorbedacht dagelassen, denn es war ein gar zu häßliches, kleines, mageres Hündchen, ein rauhaariger Rattenfänger, aber von scherenschleifermäßiger Abkunft, hatte einen Kopf mehr wie eine Eule als wie ein

Hund, große schwarze Augen, die aber immer in trübem Schein glänzten, weil sie trieften, und es zitterte auch bei der größten Hitze. Weil es gar so schwächlich und arm war und einen wackeligen, steifen Gang hatte wie ein alter Kammerherr, fühlte mein Vater Erbarmen für dasselbe und gewann es lieb, hatte es oft auf seinem Schoße und nahm es bei auswärtigen Krankenbesuchen in der Chaise mit. Bei einer solchen Fahrt war es, daß es im Pfarrhaus in Willsbach, eine starke Stunde von Weinsberg entfernt, ein auch kleines, aber sehr schönes, rassiges Hündchen kennen lernte, ein Fräulein aus dem adeligen Geschlecht derer von Pintscher. Sie sehen und in Liebe für sie entbrennen war eins. Mein Vater und auch der Pfarrer lachten über seine ohnmächtigen Versuche, sich ihr von der besten Seite zu zeigen, aber sie unterschätzten die Macht der Liebe. Den andern Morgen fehlte das Mäuschen, so hieß der Günstling meines Vaters. Vergeblich suchte man ihn überall. Einige Stunden später brachte ein Bauernbube aus Willsbach den kleinen Verbrecher an einem Stricke um den Hals meinem Vater mit einem Briefe des Pfarrers. Der verliebte Flüchtling war trotz seiner Schwäche bei Nacht und Nebel zu einem Rendezvous mit seiner Geliebten im Pfarrhaus angelangt und diese sei auch nicht unempfindlich gegen seine Verführungskünste geblieben. Er wurde nun sorgsam bewacht, da es ihm aber dennoch öfters gelang, zum Gegenstand seiner Liebe durchzukommen, band mein Vater einen langen Bindfaden, die große Papierschere am Ende, an sein Halsband. Ging er nun die Stiege hinab, so gab es ein großes Geklapper und er ward schnell wieder

zurückgebracht. Aber einstmals gelang es ihm doch, unbemerkt das Freie zu erreichen, und er lief mit der schweren Papierschere hinter sich bis zum Pfarrhaus, dort sank er entkräftet nieder und starb. Der Pfarrer gönnte dem treuen Toggenburg trotz seines etwas unmoralischen Lebenswandels ein ehrliches Grab in seinem Hausgarten, und mein Vater schenkte dem Pfarrer aus Dankbarkeit die große Papierschere.

Von Erfrorenen.

In Weinsberg war ein armer Weingärtner, derselbe war fleißig und mäßig und arbeitete als Taglöhner auch öfters in unserem Garten. Er hatte eine böse Frau, die ihm durch Zänkerein das Leben oft recht unleidlich machte. Wenn ihm der Unfriede im Hause zu arg wurde, flüchtete er sich allemal in den kleinen Weinberg, den er an der Weibertreu besaß, setzte sich zu seinen Reben und suchte da sein Elend zu vergessen. In einem bitterkalten Winter, am Tag vor Neujahr, tobte die Frau wieder zu sehr und sagte unter anderen bösen Reden, der Weinberg müsse verkauft werden, es sei ihr schon ein Angebot gemacht. Dieser Gedanke, auch seinen lieben Weinberg nimmer haben zu dürfen, brach ihm das Herz; er zog insgeheim seine Sonntagskleider an und besuchte seine Freunde und Bekannten, auch meine Eltern, denen er ein glückliches Neujahr wünschte. Mein Vater schenkte ihm einen Gulden, mit diesem kaufte er sich einen Krug Schnaps

und ging um Mitternacht in seinen Weinberg, dort trank er den Krug aus, schlief ein, und als die Sonne am Neujahrmorgen aufging, lag er steif und erfroren.

*

Der Kameralverwalter von Weinsberg fuhr einst in einer kalten Winternacht von Heilbronn nach Weinsberg. Als er in die Nähe des Städtchens kam, sah er einen Mann im Graben liegen, er stieg aus und bemerkte zu seinem Schrecken, daß er einen Erfrorenen vor sich hatte. Schnell fuhr er nach Weinsberg und machte dort Anzeige. Der Verunglückte, ein Handwerksbursche, wurde in die Stadt und in die Scheuer eines Wirtshauses gebracht. Der Chirurg des Orts wurde beauftragt, Rettungsversuche anzustellen; er zog dem Erfrorenen die Kleider aus, legte ihn auf Schnee und rieb nach Kräften. Richtig, nach einer Stunde anhaltenden Reibens gelang es ihm, wieder Leben in den Erfrorenen zu bringen, derselbe schlug die Augen auf und lallte einige Worte. „So, Alterle," sagte der Chirurg, „eine Ehr' ist die andere wert, ich habe Dich wieder zum Leben gebracht und mir hat das Reiben entsetzlichen Durst gemacht, ein Schöpplein Wein darf ich mir jetzt wohl gönnen."

Damit ging er in das nahe Bäckerhaus, erzählte dort, wie durch seine Kunst ein Toter wieder zum Leben erstanden sei, ließ sich sein Schöpplein gut schmecken, und als er zu seinem Handwerksburschen wieder zurückkehrte, lag derselbe steif und still und war zum zweitenmal erfroren, diesmal aber gründlich.

Gefährliche Russen.

In Hohenheim studierte ein junger Russe, namens Borborikin. Derselbe war Offizier gewesen, wurde wegen Insubordination nach dem Kaukasus versetzt, dort verwundet geriet er in tscherkessische Gefangenschaft, kam später, um Landwirtschaft zu studieren, nach Hohenheim. Bald zeigten sich bei demselben Spuren von Geistes-krankheit, die bei Vollmond in hochgradige Exaltationen ausarteten; in einer solchen ergriff er einen seiner Kom-militonen und hielt denselben mit herkulischer Kraft frei in der Luft am Rockkragen zum Fenster hinaus, daß er erbärmlich schrie.

Auf das hin kam Borborikin in die Irrenanstalt nach Winnental; dort schien er sich zu bessern und eines Tages präsentierte er sich in Weinsberg bei meinem Vater mit einem Briefe vom Anstaltsdirektor, Hofrat Zeller. Dieser schrieb, er halte den Russen, dessen Krankheitsgeschichte er beilegte, für geheilt, doch sende er ihn, ehe er ihn ganz entlasse, meinem Vater zur Probe, ob er sich beim Vollmond und in der Freiheit auch in Weinsberg vernünftig aufführe. Borborikin war ein auffallend hoher, breitschulteriger Mann mit schönem blonden Vollbart, wußte gut zu erzählen, und wir waren bald gut Freund, er logierte bei mir im Gartenhaus.

In einer Nacht erwachte ich an einem sonder-baren Gemurmel. Borborikin kniete vor seinem Koffer, den er in das Wohnzimmer, das zwischen unseren beiden Schlafzimmern lag, getragen hatte, und ent-nahm demselben ein großes Paket Briefe; er entfaltete

diese, küßte jeden einzeln und schichtete sie aufeinander. Ich sah alles genau, da der Mond hell ins Zimmer schien. Dabei summte er eintönig ein Lied in russischer Sprache. Mir war die Sache ziemlich unheimlich, doch da er jetzt betete und weinte, wollte ich ihn nicht stören und hoffte, das Ganze nehme einen ruhigen Verlauf. Plötzlich aber ging er an seinen Nachttisch, holte ein Streichholz und zündete unter lautem Gebet den Haufen Briefe an. Nun war das Gartenhaus leicht gebaut, im unteren Stock und oben unter dem Dache lag viel Heu aufgehäuft. Als die Briefe aufloderten und die Flamme emporschlug, sprang ich aus dem Bett, schüttete schnell auf die Briefe ein gefülltes Waschbecken und zerdrückte die Funken. „Donnerwetter, was sind das für Narrheiten!“ rief ich, „auf der Stelle gehen Sie in Ihr Bett!“ Es war, wie wenn er aus einem Traume erwachte. Demütig ging er seinem Bette zu und bald hörte ich, daß er gut schlief. Morgens war er früh aufgestanden und stumm fortgegangen. Während ich mich anzog, sah ich, wie er im Garten auf einer Bank saß und mit seinem großen Jagdmesser an einem Pfahl schnitzte.

Ich öffnete das Fenster und rief: „Guten Morgen!“ Da drehte er sich nach mir um und schrie: „Glauben Sie, ich hätte vergessen, was heute nacht geschehen ist? Sie haben die Briefe meiner Geliebten mit Wasser begossen und sie mit Füßen getreten, und darum müssen Sie jetzt sterben!“ Das war mir doch über den Spaß. Schnell sprang ich die Stiege hinab und schloß die Haustüre ab. Jetzt kam er mit dem Messer in der Hand heran, und als er die Tür verschlossen fand, versuchte er an

dem Rebenspalier heraufzusteigen, es brach aber unter seiner Last, was ihn noch mehr aufregte. Er wollte nun die Tür mit der Schulter eindrücken. Als dieses nicht gelang, nahm er eine große Baumstütze und rannte damit gegen die Türe. Dieselbe hielt stand, aber da er die Stöße immer stärker fortsetzte, fürchtete ich, sie möchte doch aus den Angeln gehen, und dann, wenn er in der Wut heraufspringt, bin ich verloren! dachte ich. Leise ging ich die Stiege hinab, und eben als er wieder gestoßen hatte, schloß ich schnell die Türe auf und trat rasch auf ihn zu. „Ich verbitte mir Ihre Tollheiten!“ rief ich und sah ihn dabei fest an: „augenblicklich legen Sie Messer und Stange weg, oder ich lasse Sie ins Zwangshemd stecken!“ Gottlob, er ließ sich einschüchtern, doch war ich recht froh, als ich mit heiler Haut im Wohnhaus drüben ankam. Dort erzählte ich's meinem Vater, der nahm die Sache ruhiger auf, als ich geglaubt hatte. „Es war heute nacht Vollmond,“ sagte er, „mit dieser Explosion wird wieder auf einen Monat Ruhe eintreten,“ und da kein anderes Zimmer frei war, mußte ich weitere Nächte mit Borborikin im Gartenhause zubringen, doch gebe ich zu, daß ich einige Zeit recht angstvoll zu Bett ging, übrigens mit Unrecht; es schien, als wollte er durch vermehrte Liebenswürdigkeit sein exaltiertes Betragen vergessen machen, freilich nach seiner Art. So hatte er eine schöne hölzerne Tabakspfeife mit originellem silbernem Beschlag und künstlerisch eingelegter russischer Inschrift, das Rohr hatte eine große Bernsteinspitze. „Sehen Sie diese Pfeife,“ sagte er zu mir, „sie ist sehr wertvoll und mir besonders lieb und heilig, weil sie ein Geschenk

von einem verstorbenen Freunde ist. Ich würde sie Ihnen gerne schenken, dann aber würden Sie daraus rauchen, und das darf nicht sein; aber daß Sie sehen, daß ich Sie lieb habe, opfere ich die Pfeife Ihnen," und knick, knack, ein Druck mit seinen gigantischen Fingern, und die Pfeife war zerbrochen. Die Ueberreste besitze ich noch.

Einige Tage später ereignete sich etwas Sonderbares. Das Pferd, mit dem mein Vater auf die Praxis fuhr, war schon die ganze Woche krank, es war dämpfig, atmete schwer, zitterte an allen Gliedern, eine Ursache des Leidens war nicht zu entdecken. Jetzt auf einmal kam der Kutscher: „Kommen Sie schnell in den Stall, ich wußte schon lange nicht, warum der Russe immer zu dem Pferde hineingeht, jetzt habe ich ihn erwischt." Wir eilten hinab, da stand der Russe in Hemdärmeln und rieb das Pferd mit einem Strohwisch, so stark er konnte, dann faßte er dessen Kopf mit beiden Händen und blies ihm mit Leibeskräften in die Nase, daß es schnaubte und sich bäumte.

„Was, zum Teufel, treiben Sie da?" rief mein Vater. — „So macht man es bei den Tscherkessen," entgegnete er, „das gibt den Pferden Kraft." Nun war's meinem Vater doch zu bunt, zuerst der einzige Sohn fast gemetzelt und jetzt das Pferd bei lebendigem Leib aufgeblasen — er schrieb an Medizinalrat Zeller, er solle den unheimlichen Gast abholen lassen. Später starb derselbe in einer Kaltwasserheilanstalt.

*

Eines Morgens stürzte in sichtbarer Hast und Aufregung ein Herr ins Haus; derselbe hatte kurzgeschorene

rote Haare, einen großen, spitzen Schnurrbart, vorstehende Backenknochen, glänzende stechende Augen, eleganten Reiseanzug. „Sind Sie der Doktor Kerner?“ — „Ja.“ — „Wo ist Ihre Somnambule?“ — „Ich habe gegenwärtig keine.“ — „Was, Sie haben keine? Freilich haben Sie! Stehen Sie auch gegen mich im Bunde? Ich lasse mich aber nicht abweisen, ich komme direkt von Moskau her, bin Tag und Nacht gereist, kann die Verfolgung nimmer länger aushalten — o Herr Doktor, helfen Sie mir! Seien Sie barmherzig, helfen Sie mir!“ — „Setzen Sie sich,“ sagte mein Vater, „und sagen Sie mir ruhig, was Sie eigentlich wollen.“ — „Was ich will? Ruhe will ich, Frieden will ich, nicht gequält sein will ich. O, es ist schrecklich! Hören Sie nicht? Eben lachen sie wieder und zischen mir in die Ohren: ‚Er meint, er bekomme uns los, der hochmütige Esel! Aber der Doktor kann ihm auch nicht helfen!‘ Ich werde verfolgt von einer unsichtbaren Bande, Tag und Nacht gepeinigt und beschimpft. Ich will wissen, wo diese Rotte ist, aus welchen Personen sie besteht; o, ich erwürge sie, und wenn ich aufs Schafott komme! Hören Sie, wie sie wieder lachen und mir nachhöhnen! Schafott, Schafott!“

„Dauert diese Verfolgung schon lang?“ — „Schon jahrelang! Und dabei saugen sie an mir, nehmen mir alle Nervenkraft, rauben mir den Schlaf, machen mir Kopfweh und Gesichtsschmerz und rufen mir immer zu: ‚Stirb doch, stirb doch!‘ Hören Sie, eben rufen sie: ‚Dazu ist er zu feig! Er will nicht sterben!‘“ — „Ihr Nervensystem scheint sehr zerrüttet zu sein!“ sagte mein Vater. — „Was, Nervensystem! Das gibt Ihnen

nur die Bande ein! Personen, lebende Personen sind es, ich sehe ja die Fäden, die sie nach mir spinnen, mich daran ziehen. Wo ist Ihre Somnambule? Sie muß mir sagen, wo meine Peiniger sind, wo sich die Bande befindet! Ich will sie vernichten!" — „Es tut mir leid, aber ich habe in der Tat gegenwärtig keine Somnambule, die Ihnen Auskunft geben könnte, aber reisen Sie nach Paris, der berühmte Magnetiseur Graf Scapary kann es Ihnen mitteilen," sagte mein Vater. — „Ja, das will ich tun!" rief er und stürzte hinaus. Mein Vater war froh, den Narren fort zu haben, aber nach fünf Tagen war er wieder da und noch aufgeregter als vorher. — „Der Graf Scapary hat gesagt, ich solle nur wieder zu Ihnen reisen. Sie seien der einzige, der den Aufenthalt der Verschwörerbande wisse." — „Nun," sagte mein Vater, der in der Angst zu dieser Notlüge griff, „ich weiß es, die Somnambule hat es mir gesagt, Ihre Verfolger sind in einem Frauenkloster, drei bis vier Stunden von Moskau, Näheres wußte sie mir nicht zu sagen." — „Ha, ich weiß es jetzt schon," rief er ganz vergnügt, „ich kenne das Kloster, eine Verwandte von mir ist darin!" und blitzschnell eilte er fort. Ist er bei Moskau als Würgengel in ein Kloster eingebrochen? Wurde er als Narr irgendwo festgehalten? Gottlob, wir erfuhren nichts mehr von ihm.

Der schlechte Sitz.

Zu den seltenen Fällen, in denen mein Vater einem Begräbnisse beiwohnte, gehörte der des Bürgermeisters

Plank. Man hatte sich im Trauerhause versammelt, der Leichenwagen setzte sich in Bewegung, die wenigen Equipagen des Orts fuhren der Reihe nach vor, um Pfarrer, Verwandte und die Beamten der Stadt zum Kirchhof zu führen. Der Oberamtmann, welcher durch Krankheit verhindert war, mitzufahren, hatte dem Oberamtsrichter und meinem Vater seine zweisitzige Chaise zur Verfügung gestellt. Als sie einsteigen wollten, bemerkten sie mit Schrecken, daß der Sitz vollständig fehlte. Derselbe war nämlich — wie man's früher öfters hatte — eine Art Holzkoffer mit Kissen belegt, zum Herausnehmen gemacht, und der Kutscher hatte ihn beim Reinigen der Chaise herausgenommen und wieder hineinzutun vergessen. „Ach, ums Himmels willen," raunte ihnen der Kutscher flehentlich zu, „steigen Sie schnell ein und tun Sie, als ob Sie sitzen täten, Sie wissen ja, wie mein Herr ist, er würde mich aus dem Dienst jagen, wenn er meine Nachlässigkeit erführe." Was war zu tun? Der arme Kerl dauerte sie. Nun aber war der Oberamtsrichter wie mein Vater groß und schwer, und es kostete sie nicht geringe Mühe, den langen Weg durch die Stadt und bis an den Kirchhof die gekrümmte Stellung Sitzender beizubehalten und dazu noch bei der Trauerfeierlichkeit angemessen ernste Gesichter zu bewahren. Als sie wieder aus dem Gottesacker heraustraten, hatte der Kutscher unterdessen einen starken Prügel über die Sitzstelle gespannt, auf diesem saßen sie beim Heimfahren.

Auf dem Kirchhof hatte ich einst das steinerne Köpfchen einer Frau gefunden, welches, der mittelalterlichen Haube nach zu schließen, wohl einst einem Grab-

stein aus dem fünfzehnten Jahrhundert angehört haben mochte. Ich brachte es voll Freude heim, da aber den Tag darauf eines im Hause erkrankte, mußte ich das Köpfchen wieder auf den Kirchhof hinaustragen und auf dieselbe Stelle niederlegen, von der ich es genommen.

Somnambule.

Christiane Käpplinger. Karoline Stähle.

Im Jahre 1822 wurde mein Vater fast zu gleicher Zeit zu zwei Mädchen als Arzt berufen, welche nach seiner ersten Diagnose an ausgebildetem Hysterismus litten. Die Entstehungsursache dieser Krankheit war bei beiden die gleiche. Die eine, Christiane Käpplinger, hatte ihren Bruder, an dem sie mit höchster Liebe hing, durch den Tod verloren, die andere, Karoline Stähle, ihre Mutter. Die Trauer um diese Toten, das beständige Sehnen nach denselben, der unbesiegbare Drang, ihre Seele so viel als möglich von dem Leibe loszulösen, um die Heimgegangenen in höheren Sphären zu finden, sie dort in seligem Zustande wiederzusehen, steigerten bei beiden Mädchen das Gefühlsleben aufs höchste, erregten krankhaft ihre Phantasie, erzeugten in ihnen Schlafwandeln, Schlafreden, Somnambulismus, kataleptische Zustände, Hellsehen, in dem die eine ihrem Bruder, die andere ihrer Mutter nahe zu sein glaubte, sie in seligem Zustand, in verklärter Gestalt oder als lichte Wölkchen, Sonnenstrahlen zu schauen wähnte. Dem Hellsehen gingen meist die schrecklichsten Krämpfe

voran. In diese verfielen sie auch bei unerwarteten Gemütsbewegungen, Erschrecken, Nahen ihnen antipathischer Personen, Berührung mancher Metalle. Aus diesem somnambulen Zustande wurden sie erweckt durch Glas, das man ihnen in die Hand gab oder auf die Herzgrube legte. Beide Mädchen kannten sich nicht zuvor, lebten auch in verschiedenen Verhältnissen. Die Käpplinger, neunzehn Jahre alt, lebte bei ihren um ihre Erziehung und Gesundheit sehr besorgten braven Eltern und war in gesunden Stunden mit regem Fleiß in der Landwirtschaft tätig; die Karoline Stähle, siebenzehn Jahre alt, diente als Haushälterin in der Familie des Stadtpfarrers. Obgleich ihr dort aufopfernde Pflege und Geduld zu teil wurde, sehnte sie sich doch fortgesetzt nach Stuttgart zurück zum Grabe ihrer Mutter. Da ihr Vater und sie selbst gegen das Magnetisieren waren, so unterließ mein Vater bei ihr jede magnetische Behandlung und besuchte sie nur täglich, um ihren Zustand zu beobachten und Aufzeichnungen darüber zu machen, worin ihn auch der Stadtpfarrer unterstützte. Da das Hellsehen, das Schauen in die Ferne, immer wieder zu Tage trat, so daß sie im schlafwachen Zustande genau angeben konnte, was in kleiner oder in stundenweiter Entfernung manche Menschen taten, mit fest verbundenen Augen oder in der Nacht Geschriebenes oder Gedrucktes auf der Herzgrube zu lesen vermochte und sich dieses magnetische Sehen auch in ihre Finger verpflanzte, berief mein Vater befreundete Aerzte der Umgegend, um alles ernstlich zu prüfen und ihre Erfahrungen zu konstatieren. Es waren dies Dr. Uhland von Ludwigsburg, Dr. Höring von

Schwaigern, Dr. Off von Löwenstein, Dr. Seyffer von Heilbronn und andere; auch Lehrer und Beamte, welche Zutritt hatten, überzeugten sich wie die vorgenannten Aerzte von der Richtigkeit und Wahrheit dieses magnetischen Schauens.

Allmählich minderten sich alle krankhaften Erscheinungen, und sie kehrte wieder zu ihrem Vater nach Stuttgart zurück. Dort verblieb sie mehrere Monate, ihr Somnambulismus hatte sich anscheinend gehoben, und sie trat wieder bei dem Stadtpfarrer, welcher unterdessen als Pfarrer nach Murrhardt gekommen war, in Dienst. Nach einigen Wochen wurde sie, ohne einen Grund angeben zu können, traurig, übellaunig, verfiel in Katalepsie und erwachte aus derselben mit vollkommen klarem Bewußtsein, es war der 4. Juli 1823, sie glaubte aber fest, es sei der 4. September 1822, der Tag, an dem ihr somnambuler Zustand angefangen hatte, und sie sei in Weinsberg. Alles, was seit dem 4. September 1822 mit ihr vorgegangen war, war völlig aus ihrem Gedächtnis verwischt.

Die Christiane Käpplinger magnetisierte mein Vater jeden Tag und führte ein regelmäßiges Tagebuch über sie. Außer den Visionen, welche sie in schlafwachem Zustande hatte und die sich hauptsächlich auf ihren verstorbenen Bruder bezogen, waren ihr Empfinden und ihre Erörterungen über das Wesen und die Wirkung der Pflanzen merkwürdig, sie verordnete auch den Kranken, in deren Leiden sie einzugehen vermochte, mit Glück die der Natur der Krankheit entsprechenden Heilmittel; meist waren es Kräuter, welche, frisch dem Walde entnommen, als Tee getrunken werden mußten.

Am 8. Februar 1823 war, wie ſie Monate vorher vorausgeſagt, ihr letzter magnetiſcher Schlaf, und ſie blieb von da an geſund und war in der Haushaltung tätig.

Für meinen Vater fühlte ſie immer große Dankbarkeit und kam öfters in unſer Haus. Im Jahre 1872, zehn Jahre nach dem Tode meines Vaters, ſchenkte ein Herr aus Siebenbürgen, den ich längere Zeit magnetiſch behandelte, der Käpplinger, welche er bei mir kennen lernte, eine große Prachtbibel mit Illuſtrationen; ſie hatte eine innige Freude an ihr, legte ſie immer neben ſich auf das Kopfkiſſen und, das Haupt auf ihr, ſtarb ſie im Juni 1873, ſiebenzig Jahre alt.

Die Seherin von Prevorſt.

Am 25. November 1826 kam eine ſchwerkranke Frau, Friederike Hauffe, unter Begleitung des Dr. Off von Löwenſtein und einer Verwandten in Weinsberg an, um ſich meinem Vater in Behandlung zu geben; ſie fand im Parterrezimmer eines kleinen Hauſes, nicht weit von dem meiner Eltern, Unterkunft.

Die Kranke war den 23. September 1801 in Prevorſt, einem zwei Stunden von Löwenſtein in Württemberg entfernten Gebirgsort geboren, wo ihr Vater Förſter war. Als Mädchen hatte ſie ihre Jugend meiſt bei dem Großvater, Kaufmann Schmidgall

in Löwenstein, zugebracht, war gesund und lebhaft, erzählte aber manchmal von Ahnungen, vorausſagenden Träumen, glaubte auch Geiſter zu ſehen. Von ihrem ſiebenzehnten bis neunzehnten Jahre war ſie bei ihren Eltern in Oberſtenfeld, wohin ihr Vater als Revierförſter befördert war. Blühend ausſehend und in Geſellſchaft munter und lebendig, erſchien ſie körperlich und geiſtig geſund und verlobte ſich, ihrer Neigung entſprechend, mit einem Vetter, Kaufmann Hauffe in Kürnbach. Es war ein braver, verſtändiger Mann, und die Ehe, welche mit zwei Kindern geſegnet war, hätte eine glückliche ſein können, wäre nicht der kranke phyſiſche und pſychiſche Zuſtand, in den die Frau bald nach der Verheiratung verfiel, mit wenigen Intervallen, ein immer mehr trauriger, hoffnungsloſer geworden, gleich qualvoll für ſie wie für die Ihrigen, welche dem geheimnisvollen Leiden und den erſchreckenden Nervenzufällen ratlos gegenüberſtanden und vergebens ſich nach Hilfe umſahen. Darum auch die vielen, oft entgegengeſetzten Kuren, unter denen die Kranke immer elender, körperloſer, vergeiſtigter wurde. Mein Vater, der die dem Tode Verfallene nur ungern noch in Behandlung nahm, hoffte anfangs durch ein rein ärztliches homöopathiſches Verfahren noch einigermaßen helfen und ſie aus dem ſomnambulen Zuſtande herausbringen zu können, aber immer mehr nahm die Schwäche zu, und ſtündlich war der Tod zu erwarten. Da vermochte mein Vater nicht zu widerſtehen und verſuchte als letztes Mittel den Magnetismus. Gleich nach den erſten Strichen fühlte ſie ſich geſtärkt, waren ihre Leiden gemindert, konnte ſie ſich etwas aufrichten. Nun ſetzte mein Vater dieſe Behandlung

fort, sie wurde dadurch immer mehr in die somnambulen Kreise gezogen, und was sie in diesen Zuständen fühlte, erschaute und sprach, ihr ferneres Leben und Ende, das alles ist in meines Vaters weit verbreitetem, in sechs Auflagen erschienenem Buch „Die Seherin von Prevorst“ ausführlich enthalten und genugsam bekannt. Ich war zehn Jahre alt, als die Kranke nach Weinsberg kam, und kann mich deshalb noch gar gut erinnern. Das totenblasse, von Krankheit und Schmerzen abgemagerte feine Gesicht, nonnenartig umrahmt von einem großen, weißen Tuch, das Haare und Schultern umhüllte, die großen, in seltsamem Lichte strahlenden Augen mit den langen, schwarzen Wimpern und den schön gebogenen Augenbrauen, die elfenbeinweißen, durchsichtigen Hände, — wer sie einmal gesehen, konnte sie nimmer vergessen, und ich sah sie jahrelang und täglich, saß oft an ihrem Bette wie ein Schmetterling an der Nadel und sehnte mich aus der trüben Krankenstube hinaus in den Sonnenschein. Meine Jugend mochte machen, daß ich für die Seherin ein kleines Nichts war, sie konnte meine Gegenwart zu jeder Zeit ertragen. Mein Kommen und Gehen, allerdings immer so still als möglich, störte sie nicht, und befielen sie Krämpfe oder übergroße Bangigkeit, so war ich doch kein zu verachtender Krankenpfleger, es tat ihr dann wohl, wenn ich meine Hand auf ihre Stirn legte oder ihre Handgelenke fest umfaßte oder ihr magnetisiertes Wasser und von ihren Tropfen — meist Baldrianwasser mit Kirschlorbeerwasser — ein Löffelchen zu trinken gab.

Gar häufig, wenn mein Vater über Feld zu

Kranken mußte und nicht zur gewohnten Stunde die Seherin magnetisieren konnte, magnetisierte er mich vor seiner Abreise, und trat ich dann, mit diesem unwägbaren Fluidum beladen, zu angegebener Zeit bei der Seherin ein, so war ich besonders willkommen, ich mußte mich still und ruhig an ihr Bett setzen, sie faßte fest meine Hand und ich mußte unbewegt ausharren, bis sie das mir anvertraute Fluidum aufgesogen hatte, ihre Augen sich schlossen, ihre Hände sich lockerten; dann stand ich leise auf, schlüpfte zur Tür hinaus und ließ mich womöglich den ganzen Tag nimmer bei der an meiner Nervenkraft saugenden Spinne sehen. Diese Sitzungen und Samariterdienste bei der Seherin hatten nämlich für mich auch oft einen bösen Nachgeschmack. Ich kam durch sie häufig zu spät in die Schule und vernachlässigte meine Hausaufgaben. Während ich im Glauben zunahm, nahm ich im Wissen ab, und mein Präzeptor ließ mich oft schmerzlich fühlen, daß es schwer ist, zweien Herren zugleich zu dienen. Doch dieses mir oft recht gründlich beigebrachte Schmerzgefühl kümmerte meinen Vater nicht. Alle Augenblicke, wenn ich an der Feder nagte und meine Lateinaufgaben schreiben oder sonst der Gelehrsamkeit huldigen wollte, hieß es: „Such zu Versuchen bei der Seherin schnell diese und jene Pflanzen!" Da mußte ich in Wald und Feld rennen, Baldrianwurzel, Farnkraut, Ringelblume, Fenchel, Holunder, Kartoffelblüte, Sauerampfer, Brunnenkresse und so weiter holen; bei dem Johanniskraut mußte ich meist schon in der Morgendämmerung aufstehen, es noch mit dem frischen Tau zur Seherin bringen. Dann kam wieder ein Professor, der sprach mit meinem Vater

über die Wirkung der Wünschelrute, hatte aber noch keine gesehen. „Schnell, Theobald, bring eine!“ rief mein Vater, und ich mußte die gabelförmigen Zweige einer Haselnußstaude von einer Hecke suchen und abschneiden. Je mehr der Anlauf wißbegieriger Fremder, welche die Seherin sehen und prüfen wollten, zunahm, desto notwendiger wurden meine Dienste als Portier, und das war mitunter für mich ein schweres Amt. Es gab viele ungeschlachte Gesellen, welche glaubten, unangemeldet wie in eine Schaubude bei der Seherin eintreten zu können, diese mußte ich unter allerlei Ausreden gründlich abweisen; andre fragten mich ganz manierlich, wann sie wohl Zutritt haben und wann sie meinen Vater sprechen könnten? und so weiter.

So machte ich die Bekanntschaft mit berühmten Naturforschern, Aerzten, Philosophen, was mir aber wenig nützte, da ich noch zu jung war, um ihren Wert erkennen zu können.

Es kamen damals der Seherin zulieb auf Tage, oft auch auf Wochen J. Görres, Fr. Baader, F. J. Schelling, Lad. Pyrker, G. Schubert, Eschenmayer, D. Strauß, Passavant, Schleiermacher, Wangenheim, Schönlein, Köstlin, Georg Jäger, Gläubige und Ungläubige und Philosophen, Doktoren, Professoren und Schriftgelehrte aller Art, der liebste Besuch war mir aber immer Stadtschultheiß Titot von Heilbronn. Dieser hatte eine große Mineraliensammlung und brachte aus derselben oftmals verschiedene Steine, mit denen mein Vater bei der Seherin Versuche machte. Von diesen Steinen schenkte Titot mir zuweilen, so daß ich allmählich eine kleine Steinsammlung hatte. Außer diesen

in greifbarer Menschengestalt erscheinenden Besuchen kamen auch unheimlich körperlose zu der Seherin; ich hörte diese mit ihnen reden, doch sprechen und antworten hörte ich die Geister nie, ich habe auch nie einen gesehen, weshalb ich bald alle Angst vor ihnen verlor. An ihr Dasein glaubte ich wohl, zumal, wenn die Stubentür auf unerklärbare Weise von selbst auf- und zuging und es oft sonderbar im Zimmer rauschte, aber im stillen hielt ich sie für recht langweilige, traurige Gesellen.

Postbotendienst.

In meiner Knabenzeit gab es in Weinsberg noch keine regelmäßige Post, nur eine Botenfrau brachte die Briefe, Zeitungen und Pakete vom Postamt Heilbronn mit anderen Bestellungen und Ankäufen, welche die Bötin in Heilbronn zu machen hatte, spät abends ins Haus, und dies nicht an allen Tagen, an Sonn- und Feiertagen gar nicht. Das wurde meinem Vater bei seiner ausgebreiteten Korrespondenz unausstehlich und er ernannte mich zu seinem Privatpostboten. Zwei Stunden vor Anfang meiner Schule mußte ich jeden Tag nach Heilbronn nun gehen und dort am Postschalter folgendes Schreiben vorzeigen:

„Wohll. Oberpostamt
ersuche ich, dem Vorzeiger dieses, meinem Sohn Theobald, die an mich etwa angekommenen Briefe, Zeitungen und Pakete gefälligst zu verabfolgen.
Hochachtungsvoll
Oberamtsarzt Dr. Kerner
in Weinsberg."

Dann ging's schnell wieder Weinsberg zu, und wenn ich nicht mit einem schweren Paket beschwert war, war ich meist in der Schule vor Beginn derselben, und unterwegs hatte ich die uns aufgegebenen Sprüche und Lieder auswendig gelernt und laut vor mich hingesprochen, sodaß der Lehrer mit mir zufrieden war.

Urlaubszettel.

Außer meinem Postbotendienst gab es auch sonst, namentlich im Sommer, wo sich die Besuche häuften, gar viele Abhaltungen für mich, die Schule regelmäßig zu besuchen. Ich war in Haus, Garten und auf der Straße gar zu notwendig, bald als Aufsichtsrat, wenn eine Gesellschaft mit Kindern ankam, bald als Fremdenführer auf die Weibertreu und in die nahe gelegenen Wälder und Berge, auf den Wartberg und das Jägerhaus, oft auch nach Löwenstein zu dem Grabe der Seherin, bald wieder mußte ich Geisteskranke im Hause, denen ein Entrinnen oder Selbstmord zuzutrauen war, auf ihren Spaziergängen begleiten, Krankenwärter bei Somnambulen und Besessenen sein, oftmals auch, wenn unser Kutscher, der zugleich Totengräber war, in seinem städtischen Amte beschäftigt war, meinen Vater zu auswärtigen Kranken kutschieren, dann wieder meiner Mutter in Küche und Keller beistehen, Salat putzen, den Tisch decken u. s. w. Da deuchte meinem Vater, der meinte, der Umgang mit den vielen Fremden sei für mich bildender und anregender, die Schule ein großes Hindernis,

und ich erschien selten in der Schule ohne einen von meinem Vater geschriebenen Entschuldigungszettel, den der meinem Vater befreundete Lehrer geduldig annahm.

In dem breiten Gang der Kirche ist eine große Steinplatte, unter der der Sage nach ein alter Ritter begraben ist; wer auf diesen Stein bei Kinderlehren ꝛc., länger zu stehen hat, der wird von Uebelsein, Erbrechen befallen. Da auch ich einigemal darunter zu leiden hatte, fand mein besorgter Vater den Kirchenbesuch überhaupt meiner Gesundheit nachteilig, und ich wurde auf seine Anregung hin von demselben dispensiert. So lebte ich, in Freiheit dressiert, wie ein lustiges Fohlen die Sommermonate dahin; nahte aber der Winter und nahm mit ihm der Zufluß der Fremden ab, und wurde das Leben und Treiben im Hause ruhiger und stiller, da wurden auch die Entschuldigungszettel weniger, und weil ich meinen Lehrer lieb hatte, suchte ich durch Fleiß und frische Auffassungsgabe die versäumte Schulgelehrtheit zu ergänzen, nur mein Postbotendienst zwischen Weinsberg und Heilbronn dauerte auch den Winter über fort.

Heilbronner Künstler.

In Heilbronn waren zwei Maler. Der eine, namens Dörr, ein großer, dicker, lebenslustiger Mann, unendlich gutmütig, war Landschaftsmaler, hatte auf seinen Reisen in der Schweiz viele Skizzen gemalt, nach denen er zu Hause ein vielfältiges großes Panorama, nicht ohne künstlerischen Wert, verfertigte, mit dem er zuweilen herumzog und es um Geld sehen ließ.

Auch unser Haus mit Turm und Weibertreu war in diesem Panorama zu sehen, es war Nacht, der Mond schien durch Wolken, eine Herbstgesellschaft, darunter viele Heilbronner Freunde, zog mit Fackeln am Hause vorbei; meine Eltern schauten aus dem Fenster.

Maler Wagner war Zimmermaler, versuchte sich aber auch im Porträtieren; er malte meine Eltern lebensgroß in Oel, es waren aber horrible Bilder, die man nur aus Höflichkeit für Wagner einige Zeit aufhing. Mein Vater liebte Wagner wegen seiner Originalität. So oft man zu ihm kam, hatte er irgend eine neue Erfindung in seinem Fach oder dem Haushalt vorzuzeigen. Seine Fußböden waren sorgsam mit angenageltem dickem Pappendeckel belegt, den er kunstvoll bemalt hatte, man durfte aber nur behutsam auf denselben gehen, sonst tat's ihm in der Seele weh. Zu dem am Kernerhause angebauten Schweizerhaus hat Wagner den Plan gemacht.

In künstlerischer Begabung und Ausbildung hoch über diesen beiden stehend war ein dritter Heilbronner, der Historienmaler Alexander Bruckmann. Derselbe war längere Zeit in Rom gewesen. Auf der Weibertreu wollte er auf einer „der Mantel" benannten hohen Mauer, welche einst gebaut war, um die Burg gegen Geschosse vom nahen Schemelsberg her zu schützen, ein großes Freskogemälde malen, dasselbe sollte die Belagerung der Burg durch Kaiser Konrad und die treuen Weiber von Weinsberg, wie sie ihre Männer herabtragen, darstellen.

Aber bald sah Bruckmann ein, daß Frost und Regen und böses Volk das Bild schnell zerstören würden,

und verewigte seinen Namen durch das große Oelgemälde „die Weiber von Weinsberg", das jetzt eine Zierde der Stuttgarter königlichen Bildergalerie bildet. Auf diesem Bilde hat Bruckmann den weiten, steilen Weg von der Burg bis zur unten gelegenen Wiese, auf der Kaiser Konrad mit seinem Heere postiert war, den Weibern mit ihrer schweren Bürde erspart und läßt den Zug aus einem Festungstore der Stadt unmittelbar zu dem Kaiser und seinem Gefolge herantreten, so daß die Männer nicht weit zu tragen waren, einige von den Frauen sich's auch bequemer machten und zu zwei einen Mann trugen. Die Herzogin Welf aber, die erste im Zug, eine starke Brunhildengestalt, hat ihren Mann mit beiden Armen umfaßt und setzt ihn mit kräftigem Schwung vor dem Kaiser nieder.

Historisch habe ich beizufügen, daß der Kaiser seinen Worten getreu zwar die Männer frei von dannen ziehen ließ, aber weiter erstreckte sich seine Galanterie nicht, er ließ, ungerührt von den Bitten der Frauen, Stadt und Burg Weinsberg durch Feuer zerstören.

*

Ein lieber Freund meines Vaters war auch der Silberarbeiter Peter Bruckmann, ein hochsinniger Künstler, aus dessen Fabrik herrlich geformte Pokale, Ornamente und so weiter nach den Zeichnungen des leider zu früh gestorbenen Konrad Weitbrecht hervorgingen.

*

Aus einer Künstlerfamilie stammend und einst als Kupferstecher rühmlich bekannt, hatte sich D. in hohem Alter aus der Residenz nach Heilbronn zurückgezogen

und lebte da still und bescheiden, doch nicht ohne liebe Freunde, die ihn wegen seines liebenswürdigen Charakters hochschätzten und an seiner feinen, lehrreichen Unterhaltung Gefallen fanden. Auch mein Vater freute sich, wenn er ihn sah, doch geschah dies in letzter Zeit selten; es hieß, er sei krank und menschenscheu geworden. Aber unerwartet trat er eines Morgens in unser Wohnzimmer, gab meinem Vater freundlich lächelnd die Hand und erzählte, er sei von Heilbronn zu Fuß über den Wald hierher gegangen und werde auch denselben Weg wieder nach Hause machen.

Mein Vater belobte ihn wegen seiner jugendlichen Rüstigkeil, worauf er wehmütig sagte: „Sie sollten recht haben! Ich möchte noch gerne ein paar Jahre im rosigen Lichte leben, haben Sie aber die Güte und kommen Sie mit mir hierher ans Fenster, und jetzt — betrachten Sie meine Zunge und sagen Sie mir offen Ihre Meinung als Arzt.“ Mein Vater starrte auf die Zunge, wurde bleich und schwieg. Da sagte D.: „Ich danke Ihnen für Ihre ehrliche Antwort. Ihr Stillschweigen sagt mir so viel und noch mehr, als mir die andern Aerzte, die ich befragt habe, gesagt haben; ich leide an unheilbarem Zungenkrebs, werde mir und anderen zum Greuel!“

Hastig griff er nach seinem Hut, drückte meinem Vater die Hand und entfernte sich mit eiligen Schritten. Eine Stunde darauf kam die Nachricht ins Städtle, im Walde oben liege ein alter Herr mit weißen Haaren tot unter einer Eiche. Das Terzerol, mit dem er sich erschossen, hatte D. schon auf seinem Todesgange nach Weinsberg bei sich und wollte hier nur noch unumstößliche Bestätigung seines furchtbaren Leidens haben.

An diesem Tage und die darauffolgenden war es recht still und traurig im Kernerhause.

Schullehrer Wurst.

Auf dem Turme war einst eine lustige Gesellschaft, unter anderen ein Neffe meines Vaters, der Regierungsrat Steinbeis, späterer Präsident der königlich württembergischen Zentralstelle für Gewerbe und Handel (1893 gestorben). Da kam ein alter Schulmeister aus dem nahen Dorfe S., welcher meinem Vater über seinen kranken Pfarrer rapportierte und selbst wegen einer bedeutenden Beule am Kopf sich Rats erholte. Der Pfarrer nämlich hatte den Tag vorher, am Sonntag, in der Kirche gepredigt; anscheinend ruhig habe er die Kanzel bestiegen, doch während des Predigens seien seine Bewegungen immer heftiger, seine Stimme gereizter geworden, so daß alles sich sagte: „Was hat nur unser Pfarrer?“ Auf einmal habe er mit Donnerstimme gerufen: „Ihr Bauern seid Spitzbuben, weil der Schultheiß ein Spitzbub ist, und der Schultheiß ist ein Spitzbub, weil der Oberamtmann ein Spitzbube ist“ — und so habe er immer höher hinauf gemacht zu den Geheimräten, Ministern und bis zum König hinauf und immer ärger getobt und geschrieen und von Ober- und Unterteufeln im Staate gesprochen und die Weiber Sturmraketen des Satans genannt und die Prälaten Motten im Pelzrocke Gottes und so gewaltig dazu mit der Faust auf die Kanzel gedonnert, daß alles vor

Schrecken starr geworden sei. Endlich habe der Schultheiß gerufen: „Orgel spielen!“ und er, der Schullehrer, habe dann Orgel gespielt und die Kinder hätten dazu gesungen, damit man den Pfarrer nimmer hören solle. Der Schultheiß sei dann die Kanzelstiegen hinaufgegangen und habe gütlich versucht, den Pfarrer herunter zu bringen. Dieser aber habe gerufen: „Hier stehe ich und ich kann nicht anders!“ und sei immer rabiater geworden. Auf das habe der Schultheiß kommandiert: „Bürger, vor!“ und diese hätten den Pfarrer herunter reißen wollen. Der aber habe das Kanzeltürchen zugemacht und mit dem Gebetbuch dreingeschlagen, und da das Kanzelstiegle eng und steil sei, habe nur ein Mann hinaufkommen können und die anderen hätten nachgedrängt, so daß dieser Mann, der Heiligenpfleger, nimmer hätte zurückgehen und ausweichen können und habe vom Pfarrer erbärmlich Hieb bekommen. Endlich sei einer von der andern Seite auf die Kanzel geklettert und habe den Pfarrer von hinten umarmt, dann habe man ihn heruntergetragen und ins Pfarrhaus und ins Bett geschafft, die ganze Gemeinde sei nachgeströmt und einzelne Weiber hätten laut geheult. Der Chirurg habe dem Pfarrer zu Ader gelassen und kalte Umschläge gemacht, darauf sei er ruhig geworden und habe auch geschlafen. Diesen Morgen aber habe er, der Schullehrer, den Pfarrer besucht und sei an sein Bett getreten und habe ganz höflich gesagt: „Guten Morgen, Herr Pfarrer, wie geht es Ihnen?“ Da habe der Pfarrer freundlich geantwortet: „O, recht gut, Herr Schullehrer!“ und habe ihm dabei mit dem blechernen Leuchter, der auf dem Nachttische

ſtand, eines tüchtig über den Kopf geſchlagen — „wie hier zu ſehen!“ ſchloß der Schullehrer ſeinen Rapport, auf ſein mächtig geſchwollenes Horn auf der Stirne deutend.

Nun, die Verwundung erwies ſich als ganz ungefährlich und der Schullehrer ließ ſich gerne bereden, länger der Geſellſchaft beizuwohnen, zu deren Erheiterung er viel beitrug. So fragte er den mit einer auffallend großen Naſe begabten Direktor Kohlhaas, der ſich freundlichſt mit ihm über Landwirtſchaft unterhielt, plötzlich: „Iſt Ihre Naſe krankhaft oder Erbſtück?“ — „Erbſtück!“ ſagte dieſer. — „Mütterlicher- oder väterlicherſeits?“ — „Väterlicherſeits!“ — „Ich habe einen Vetter, er iſt jetzt im Rheinbayriſchen,“ fuhr der Schullehrer fort, „der hat ſeine Naſe — ſie iſt aber nicht ſo lang, ſondern dick und breit — mütterlicherſeits bekommen; ſeine Mutter hat ihn nämlich, als er drei Jahre alt, die Staffel hinabfallen laſſen, und da hat er ſich das Naſenbein eingedrückt.“ Mein Vater, an die Begebenheit mit dem Pfarrer, (welcher, nebenbei geſagt, ſpäter im Irrenhauſe ſtarb) anſchließend, erzählte, wie er vor zwei Jahren einer ähnlichen, doch minder tragiſchen Urſache wegen ſchnell nach dem Dorfe Waldbach berufen wurde. Der Pfarrer W. daſelbſt, ein herzguter Mann, aber zum Tiefſinn und Grübeln geneigt, hatte an einem Sonntag Morgen ſchon den Kirchenrock an und war im Begriffe, in die Kirche zu gehen, da ſagte zu ihm die Frau Pfarrerin: „Du, die Hirſchwirtin hat vorhin einen Korb mit Quitten gebracht; wenn du ſie ſiehſt, ſo vergiß nicht, ihr zu danken.“ Der Pfarrer ging in die Kirche, beſtieg die Kanzel

und begann zu predigen. Da plötzlich gewahrte er unten gegenüber der Kanzel die Hirschwirtin. Sinnend ruhte sein Auge auf ihr. „Dieser Hirschwirtin mußt du danken!“ raunte ihm eine innere Stimme zu. Mühsam predigte er weiter und immer mühsamer und schwerer wurde es ihm, die innere Stimme flüsterte immer dringender, ließ ihm keine Ruhe mehr. Er wäre zerknallt, wenn er ihr nicht gefolgt wäre, hat er nachher gesagt. Mitten in der Predigt also: „Ei, Frau Hirschwirtin, ich danke auch für die Quitten!“ sagte er, und nun war's heraus und ihm wieder leicht. — „Nicht Ursach', Herr Pfarrer,“ antwortete die Hirschwirtin und machte einen Knicks, und die Predigt ging jetzt meisterhaft weiter und ungestört bis ans Ende. Der Pfarrerin wurde aber doch bang und sie sandte einen Expressen nach dem Arzt.

Der Schullehrer, dem diese Geschichte längst bekannt sein mochte, hatte unterdessen nachdenklich zur schwarz-rot-goldenen Fahne auf dem Turm hinaufgestarrt und jetzt sagte er: „Ei, Herr Doktor, warum haben Sie eigentlich eine Fahne hier auf dem Zeltdach und warum die Farben gelb, rot, schwarz gewählt?“ — „Ja,“ sagte mein Vater, „das hat seine eigene Bedeutung. Sie wissen doch, ich bin Oberamtsarzt; als solcher habe ich für die Gesundheit des Oberamts zu sorgen. Nun bin ich aber durch die Besuche häufig abgehalten, den Bezirk zu bereisen, deswegen gebe ich von diesem Turme aus durch diese Fahne den Bauern und Chirurgen ein Zeichen, was sie tun sollen. Stecke ich eine rote hinaus, so heißt's: ‚Leute, es ist entzündlicher Zustand in der Luft, ihr müßt Ader lassen!‘ Stecke ich eine

gelbe hinaus, so bedeutet das: ‚Es ist gallige Komplikation, nur recht vomieren und laxieren!‘ Stecke ich aber eine schwarze auf, dann heißt's: ‚Leute, es hilft keine Arznei mehr, schickt nur zum Pfarrer!‘ Ist sie aber wie heute schwarz, rot, gelb, dann heißt's: ‚Ihr könnt tun, was ihr wollt, ihr habt die Freiheit!‘“

Der Schullehrer hörte der Erklärung andächtig zu, mein Vater aber, der den alten Mann nicht länger zum besten haben wollte, dachte, jetzt muß man auch ernsthaft sein und sagte: „Hier stelle ich Ihnen meinen Neffen, den Regierungsrat Steinbeis, vor.“ — Da fuhr der Schullehrer entrüstet auf: „Steinbeis! — Steinbeis — Ihr Wort sonst in Ehren, Herr Oberamtsarzt, aber Steinbeis heißt kein Mensch!“

Einige Tage darauf kam Uhland, wir speisten auf dem Turme, mein Vater erzählte ihm von dem Schulmeister, und was er ihm über die Fahne gesagt. Uhland lachte gar herzlich.

„Eines hättest Du ihm aber doch auch noch von der schwarz-rot-goldenen Fahne rühmen können,“ sagte Uhland, „daß sie ungeheuren Appetit macht. Zwar, Du, Kerner, hast's nicht nötig, es ist bekannt, daß Du, wenn Dich liebe Freunde besuchen, vor lauter Freude einen Kalbsschlegel allein aufzehrst, aber auch mir schmeckt's noch einmal so gut, wenn die schwarz-rot-goldene Fahne über mir flattert, sie gemahnt mich mit ihren Farben an ein trauliches Lagerfeuer im Walde.“ — „Um das die Zigeuner sitzen und einen Igel braten,“ setzte der steife Direktor Kohlhaas mit trockenstem Humor hinzu.

Die Barometerfüße.

Das Regenbogenschüssele. Das Rezept auf dem Wams.

In Weinsberg lebte ein Weingärtner, Hansjörg Wirth, ein braver Mann, der jedesmal, wenn meine Eltern verreist waren, zum Schutze des Hauses darin übernachten mußte. Mein Vater unterhielt sich gerne mit ihm, derselbe war ihm auch in mancher Hinsicht merkwürdig. So hatte er nach seiner Aussage einen Schönwetterfuß und einen Böswetterfuß. Tat ihm der rechte weh, so gab es schön Wetter, die Schmerzen im linken bedeuteten nahenden Regen, Schnee oder Sturm. Er sagte, die Schmerzen im rechten und linken Fuß seien aber verschieden, bei dem einen ein hüpfendes Stechen, bald oben, bald unten, bei dem andern ein fortgesetztes Ziehen und Reißen das ganze Bein entlang. Wegen dieser barometrischen Fußeigenschaft wurde Wirth häufig um Auskunft gebeten, und wenn eine Hausfrau eine große Wäsche im Freien trocknen wollte, freute sie sich, wenn es den Wirth im rechten Fuß schmerzte. — Ferner hatte er ein sogenanntes Regenbogenschüssele von purem, gediegenem Gold, er hatte dasselbe nach einem Gewitterregen auf einer von einem Regenbogen grell beleuchteten Wiese gefunden. Nach Ansicht der Gelehrten war es eine alte römische Münze, die statt der Prägung nur den rundlichen Eindruck einer Fingerspitze hatte.

*

Als einst mein Vater mit Freunden spazieren ging und schon eine Viertelstunde von Weinsberg entfernt

war, kam eine kranke Bauernfrau ihm entgegen und wollte ein Rezept. Was tun? Papier und Bleistift war nicht zur Hand, und zurückkehren oder die Frau warten lassen, wollte er auch nicht. Da kam zufällig Hansjörg Wirth des Wegs daher. „Haben Sie nichts zum Schreiben bei sich?“ fragte mein Vater. „Nichts als ein Stückchen Kreide,“ sagte Wirth, der, wie damals bei den Weingärtnern gebräuchlich, gelbe Lederhosen und ein dunkelblaues Tuchwams anhatte.

„Nun, so bleiben Sie ruhig stehen!“ sagte mein Vater, nahm die Kreide und suchte zuerst auf den hinteren Teil der Lederhose, da wo der Schönwetterfuß seinen Anfang nahm, zu schreiben, aber es ging nicht, das Leder war zu fett und glatt. „Jetzt lieber Wirth, müssen Sie sich's schon gefallen lassen, daß ich auf Ihr blaues Wams schreibe, es gibt keinen Flecken und läßt sich gut wieder abbürsten,“ sagte mein Vater und schrieb ihm das Rezept auf den Rücken. „So, jetzt seien Sie so gut und gehen mit der Frau in die Apotheke, aber daß Ihnen auf dem Wege ja niemand auf den Rücken klopft!“

Wirth kam wohlbehalten in der Apotheke an. Das Wams wurde auf dem Tisch ausgebreitet und die Arznei lege artis darnach gemacht.

Merkwürdige Heilung.

Ein Schuhmacher vom Lande klagte, er müsse jeden Tag härter schnaufen, er ersticke fast. Der Mann war von starker Konstitution, wohlgebaut, aber sein Gesicht

aufgedunsen, die Lippen bläulich, die Augen hervorgedrückt. Mein Vater glaubte anfangs, er habe es mit einem Asthmatiker zu tun; bei näherer Untersuchung aber sah er, daß der Körper von einer Fett- und Schmutzkruste förmlich überzogen war.

„Haben Sie schon lange nicht gebadet?“ fragte er.

„Als Knabe öfters im Sommer in unserem Bach, seitdem nimmer.“

„Und am Leib gewaschen haben Sie sich auch nicht?“

„Nein, ich fürchte die Erkältung, es ist mir auch zu umständlich.“

„Aber Sie leiden an einer sehr gefährlichen Hautkrankheit, die sich auf die Lungen gesetzt hat, und wenn Sie nicht tun, was ich sage, werden Sie einmal plötzlich sterben.“

„Ach, ums Himmelswillen,“ wimmerte der Schuster, „helfen Sie mir, Herr Doktor, ich habe Weib und Kinder!“

„Nun, so beherzigen Sie genau, was ich sage: Arzneien nützen nichts mehr, man muß Sympathie treiben. Drei Wochen hinter einander müssen Sie — wohlverstanden! — jeden Mittwoch, Freitag und Sonntag morgens, präzis um sieben Uhr, denn das ist eine heilige Zahl, sich tüchtig den ganzen Leib dick einseifen, dann tauchen Sie eine rauhe Bodenbürste in Sand und Wasser und fahren damit am ganzen Körper, zuerst auf der linken Seite, dann auf der rechten rasch auf und ab, bis die Haut feuerrot wird, flößen sich hierauf mit frischem Wasser ab und trocknen sich mit einem großen rauhen Tuch. Wenn Sie das alles pünktlich drei Wochen lang getan haben, kommen Sie wieder

zu mir!“ Schon nach vierzehn Tagen kam der Schuster wieder und fragte, ob er die Kur jetzt aussetzen dürfe, er fühle sich pudelwohl.

„Ja nicht aussetzen,“ sagte mein Vater, „nur in vermindertem Maßstabe damit fortfahren, jeden Freitag präzis um sieben Uhr!“

Nachträglich sagte mein Vater: „So erstickt mancher im Schmutz an verstopften Hautporen wie ein Frosch, den man lackiert. Aber das ist nicht allein bei armen Leuten auf dem Lande der Fall, auch mancher Aktenmensch in der Stadt welkt langsam dahin, dem es wohltäte, er sandelte zuweilen statt der Akten sich selbst und riebe sich mit Wasser ab.“

*

Ein vermöglicher Bauer, aber durch seine kleinliche Sparsamkeit, bei der er sich selbst nie etwas Gutes gönnte, bekannt, kam zu meinem Vater und klagte über Schwäche, Mattigkeit und Magenweh. „Ich wüßte Ihnen schon zu helfen,“ sagte mein Vater, nachdem er ihm den Puls gefühlt hatte, „aber die Arznei ist etwas teuer und muß öfters wiederholt werden.“

„Das tut nichts, ich füge mich in alles, wenn ich nur wieder gesund werde,“ entgegnete der Bauer.

„Nun, so gehen Sie jetzt in den Gasthof zur Traube, bestellen sich ein Beefsteak und eine Flasche guten alten Wein. Wenn Sie das verzehrt haben, kommen Sie wieder zu mir!“

Der Bauer sah meinen Vater verblüfft an, befolgte aber pünktlich seinen Rat. Nach einer Stunde kam er wieder mit leuchtendem, gerötetem Gesicht.

„O Herr," rief er, „das war aber eine Arznei! Ich habe gar nicht gewußt, daß es so etwas Gutes auf der Welt gibt! Mein Magenweh ist ganz vorbei, und ich fühle mich stark und dabei doch federleicht!"

„Nun," sagte mein Vater, „lassen Sie sich diese Arznei nur öfters machen, wenigstens zweimal in der Woche, dann sparen Sie an Doktor und Apotheker und haben doch auch etwas vom Leben."

Der Tätowierte.

Im Weinsberger Armenspital lag ein alter Mann auf dem Sterbelager. Derselbe hatte ein bewegtes Leben gehabt, war lange Soldat, dann Stößer bei einem Apotheker und zuletzt Kräutersammler; er brachte meinem Vater oft schöne Blumen aus dem Wald, namentlich Orchideen. Als Soldat hatte er sich auf die ganze Brust Christus am Kreuz mit allen bei der Kreuzigung angewandten Werkzeugen, Speer, Geißel, Nägel, Hammer, Leiter eintätowieren lassen. Das Bild war meisterhaft gut gelungen, und oft ließ ihn mein Vater kommen, um die Tätowierung Fremden zu zeigen.

Nun aber, da mein Vater am Totenbette des Armen stand, bat dieser ihn flehentlich, eine letzte Bitte zu erfüllen. „Wenn ich gestorben bin," sagte er, „so werde ich, weil ich zu arm bin zu einem ordentlichen Begräbnis, auf die Anatomie geführt, und die Studenten machen sich lustig über mein Heiligenbild auf der Brust, das mein einziger Stolz war, und sie lösen die Haut

ab und lassen sie gerben. — Dieser Gedanke quält mich Tag und Nacht und läßt mich nicht ruhig sterben, könnten Sie nicht dafür sorgen, daß mein Leichnam nicht auf die Anatomie kommt?" — „Dieser Wunsch soll Ihnen werden, ich werde Ihr Begräbnis bezahlen, Sie sollen auf dem Weinsberger Kirchhof ein ehrliches Grab haben, hier meine Hand darauf!" sagte mein Vater. — „Dank, Dank!" stammelte der alte Mann, und Tränen rollten ihm in den grauen Bart. Mein Vater ließ eine Tanne auf sein Grab setzen; sie ist jetzt ein großer Baum geworden, höher als alle anderen Bäume im Kirchhof.

Der alte Chirurg.

In Weinsberg war ein alter Chirurg und Barbier, der sich aus der Lateinschule, in die er als Knabe ein paar Jahre gespannt war, noch einige gelehrte Brocken in sein hohes Alter herauf gerettet hatte, mit denen er den Bauern imponierte, weshalb sie ihn allgemein „Herr Doktor" nannten. Das, daß er gegen sie zugleich sackgrob war, erhöhte sein Ansehen, es gab ihm etwas Beamtenmäßiges. Das Schröpfen, Blutegelsetzen, Hühneraugenschneiden verstand er aus dem Fundament, er kannte die Zehen der ganzen Stadt, vor allem war er auch im Zahnausreißen sehr geschickt, und wenn die Kinder auf der Straße lärmten und schrieen, und er langte im Vorbeigehen in die Tasche und zeigte seine Zahnzange, da klappten sie schnell ihre Mäuler zu und wurden mäuschenstill, denn vor dem Zahnausreißen hatten sie allen Respekt.

So grob er mit seinen Bauernkunden umging, so überhöflich in seinen Redensarten war er gegen die sogenannten Honoratioren, namentlich gegen die Herren Beamten; doch war es ihm schwerlich ernst damit, er wollte dadurch nur seine feine Bildung zeigen, und aus dem Uebermaß der Unterwürfigkeit konnte man leicht den Schalk erkennen. So sagte er zum Beispiel, mit dem nötigen Apparat vor das Bett des Kranken tretend: „Nach höherem Auftrag“ (damit meinte er den Oberamtsarzt) „soll ich Euer Hochwohlgeboren ein untertäniges Klysma applizieren,“ oder: „Wollen Sie mir den Anblick Ihrer hochverehrten Zunge gestatten?“

In seiner Jugend machte er als Feldscher die Befreiungskriege mit und leistete längere Zeit niedere chirurgische Dienste in einem Spital, wo die Mehrzahl der Verwundeten und Typhuskranken österreichische Küraſſiere waren. Bald kam ein Seckler und bat ihn, ihm die Lederhosen, die den gestorbenen Küraſſieren meist mit ins Grab gegeben wurden, insgeheim gegen gute Bezahlung zu überlassen; er tat das und verdiente sich dabei ein ziemliches Geld. Da sagte zu ihm ein sterbender Küraſſier, dem er viele Dienste geleistet hatte: „Wenn ich tot bin, dann trennen Sie an meinen Lederhosen den Bund auf, dort verwahren wir unser Geld.“ Er tat es und fand bald mehr, bald weniger Geld auch in den andern Lederhosen, die er auftrennte. Der Seckler aber wollte auf einmal keine Lederhosen mehr kaufen.

Pfarrer Kindermann.

Einige Jahre hindurch kam im Sommer fast alle vierzehn Tage ein Pfarrer aus der Gegend von Wimpfen zu meinem Vater. Es war ein dicker, leicht schwitzender, doch in Bewegungen und Gesprächen sehr lebhafter Mann, von immensem Wissensdurst. In der Angst, in seinem abgelegenen Pfarrdorfe geistig abzumagern, kam er immer in unser Haus, um sich frisches, geistiges Futter zu holen, er graste da mit Liebhaberei die Fremden ab. Sobald er ins Zimmer trat, fragte er meinen Vater: „Nichts Neues auf dem Lager?“ Er meinte damit neu angekommene Gäste, und wenn er einen fand, aus dessen Unterhaltung er zu profitieren glaubte, namentlich, wenn es ein Norddeutscher und gar Theologe oder Schulmann war, so war der Fremde für diesen Tag geliefert, der Pfarrer hing sich blutegelartig an ihn, saugte ihn mit Fragen aus, abends ging er dann wohlgesättigt nach Haus und notierte sich das geistig Empfangene.

Der Pfarrer hatte viele Kinder und behauptete, jedes derselben sei in seiner Art ein großes Genie, tauge aber darum nicht in die Welt. Mein Vater nannte den Pfarrer immer Kindermann, obgleich er einen andern Namen hatte, denn an einem Sonntag Morgen, da er auf der Kanzel stand und seinen Bauern eine feurige Rede hielt, wurde es ihm selbst so heiß dabei, daß er schwitzte und in die Tasche griff, um sich die Stirne zu trocknen. Als er aber das Sacktuch herauszog, sah er zu seinem Erstaunen, daß es über Gebühr

lang und breit war und Aermel auf der Seite hatte; ſtatt des Sacktuchs hatte er zu Hauſe in der Eile ein Kinderhemd eingeſchoben.

Wohl wenige der Zuhörer hätten es bemerkt, doch die Frau Pfarrer im Kirchenſtuhl, nahe der Kanzel, rief im Schrecken: „Aber, Chriſtian!“

Muſikaliſches.

Mein Vater hatte große Freude an der Muſik, er ſelbſt war Meiſter auf einem jetzt faſt vergeſſenen Inſtrumente, der Maultrommel, auch Brummeiſen genannt. Dieſe Maultrommeln waren in jedem Eiſenladen zu kaufen und ſo wohlfeil, — vier Kreuzer das Stück — daß ſie den Kindern gegeben wurden. Doch waren nicht alle gleich gut, und mein Vater mußte oft lange in den Eiſenläden Maultrommeln probieren, bis er taugliche fand. Er ſpielte auf zweien zugleich. Durch Aufdrücken von einem Kügelchen Wachs ward die eine tiefer geſtimmt. Die Töne, die er ihr entlockte, waren fein und geiſterhaft, wie gehaucht, ſo daß man ſie nur bei größter Stille deutlich hörte, weshalb, um die Aufmerkſamkeit zu konzentrieren, meiſt die Lichter ausgelöſcht wurden, ehe das Spiel begann.

Einſt kaufte mein Vater Maultrommeln in einem Eiſenladen in Heilbronn und ſpielte dabei, um ſie zu probieren, mehrere Stückchen. Den Sonntag darauf kam ein Gehilfe des Eiſenladens, namens Eulenſtein, zu meinem Vater und bat ihn, ihm zu zeigen, wie man ſpiele. Er tat ihm gerne den Gefallen, und nun kam Eulenſtein

öfters und machte auf dem Instrument die erfreulichsten Fortschritte, zumal er sehr musikalisch und Virtuose auf der Guitarre war. Bald auch begnügte sich Eulenstein nicht mehr mit der einfachen Spielweise meines Vaters; auf mehr als zwei Maultrommeln zugleich konnte er allerdings auch nicht spielen, aber er machte sich den Apparat dadurch komplizierter und tonreicher, daß er viele Maultrommeln, etwa zwanzig, große und kleine und verschieden gestimmt, auf einem mit Nummern versehenen weißen Papier vor sich ausbreitete und während des Spiels schnell mit den Maultrommeln wechselte, auch brachte er durch verstärkte Stahlstäbchen stärkere Töne hervor, so daß die Musik auch einem größeren Hörerkreise zugänglich wurde. Eulenstein trat nun aus dem Eisengeschäft und gab sich ganz der Erlernung des Maultrommelspiels hin, und als er sich Meister darauf fühlte, reiste er mit Empfehlungen meines Vaters nach Stuttgart und kündigte „Konzerte auf der Maultrommel" an. Die Neuheit und Eigentümlichkeit des Instruments, das, ursprünglich aus Steiermark stammend, bei uns nur als Kinderspielzeug bekannt war, zog viele Zuhörer an, und bald durfte er sich auch bei Hof auf der Maultrommel hören lassen, wo er viel Beifall erntete. Nun durchreiste er, überall Konzerte gebend, Städte und Länder, spielte in Paris vor Karl X. und wandte sich dann nach England. Auch in London fanden seine Konzerte viele Neugierige, doch bald erlosch der Reiz der Neuheit, und der Verlust mehrerer Zähne zwang ihn, das Maultrommelspiel aufzugeben und sich als Sprach- und Musiklehrer in London niederzulassen.

*

Im Jahre 1843 gaben Thereſe und Marie Milanollo in Heilbronn ein Konzert, dem auch mein Vater anwohnte. Den Tag darauf beſuchte ihn das Geſchwiſterpaar in Begleitung ihres Vaters in Weinsberg, ſie brachten ihre Geigen mit und ſchickten ſich an, meinem Vater etwas vorzuſpielen. Derſelbe wehrte ihnen aber und ſagte: „Nun, meine lieben Kinder! Ich habe euch geſtern gehört und werde ewig mit Freuden an euer herrliches Spiel denken, aber bei mir dürft ihr nicht ſpielen, da müßt ihr eure armen Nerven ausruhen laſſen.“

*

Manche Jahre ſpäter, als mein Vater erblindet war, redete ich, weil ich wußte, wie ihm Muſik und gemütliche Unterhaltung wohltat, dem vortrefflichen alten Hofmuſikus Gottlieb Krüger in Stuttgart zu, meinen Vater zu beſuchen. Derſelbe, ein herzlieber Mann und Meiſter auf der Flöte, war ſo freundlich, auf acht Tage zu uns zu kommen nach Weinsberg. Seine Unterhaltung und ſein herrliches Spiel war meinem Vater ein hoher Genuß und nur ungern ſah er ihn ſcheiden.

*

Bald darauf wollte ich meinem Vater eine ähnliche Freude bereiten und bat den alten Konzertmeiſter Bohrer, einen berühmten Violoncelliſten, meinen Vater mit ſeinem Inſtrument zu beſuchen. Ich wußte nun zwar, daß Bohrer viele Eigenheiten hatte und daß er nicht immer liebenswürdig war, aber er hatte einſt mit ſeinem Inſtrument die halbe Welt durchreiſt, war in Frankreich, England, Spanien, Aegypten, Braſilien und ſo weiter geweſen und konnte da gewiß viel Merkwürdiges erzählen, und mein Vater liebte vor allem das Violoncell, da

gab's also wieder viel Unterhaltung und Aufheiterung. So dachte ich, aber es sollte anders kommen.

Bohrer traf abends in Weinsberg ein. Schon beim Nachtessen war er etwas verstimmt, der weiße Tischwein behagte ihm nicht, er sei Bordeaux gewöhnt, meinte er. Als man solchen brachte, wurde er etwas gemütlicher; da fragte unglücklicherweise die Hausjungfer meinen Vater: „Wo soll der Herr Konzertmeister logieren?" — „Im Sargzimmer oben," entgegnete er. — „Was sagen Sie, im Sargzimmer?" rief Bohrer und fiel vor Schrecken fast vom Stuhle. — „Nun ja, so heißt man dieses Zimmer wegen seiner gewölbten Decke," sagte mein Vater, „es hat selbst nichts Schauerliches an sich, die meisten Fremden logieren dort, namentlich hat es Uhland gern." Bohrer schien beruhigt und ging bald darauf zu Bett. Eine Stunde darauf — alles im Hause lag im Schlafe — kam plötzlich Bohrer die Treppe herab, trat vor das Bett meines Vaters und erklärte, er könne es oben im Sargzimmer nicht aushalten, er müsse immer an seine verstorbene Frau denken. Man wollte ihm ein anderes Schlafzimmer anweisen, aber auch dagegen sträubte er sich, seine Nerven seien jetzt zu sehr irritiert und seine Einbildungskraft aufgeregt, er könne unmöglich allein schlafen. Was war zu tun? Man bettete ihn zu meinem Vater. Andern Morgens nach dem Frühstück wollte sich mein Vater mit Bohrer über seine Reisen unterhalten. Da stellte sich aber heraus, daß die Gasthöfe, wo er eingekehrt, die Konzerte, bei denen er Triumphe errungen, das einzige waren, was seinem Gedächtnisse sich eingeprägt hatte, alles andere war spurlos an ihm vorübergegangen, und als mein Vater

ihn bat, ihm auf dem Violoncell etwas vorzuspielen, sagte er, mein Vater möge ein Konzert in Weinsberg arrangieren, anders lasse er sich nicht hören, das wäre gegen seinen Künstlerruhm. Jetzt ging auch meinem Vater die Geduld aus, und er rief: „Nun, es ist auch nicht nötig, daß Sie selbst spielen, Ihre dicke Geige ist ja noch im Sargzimmer oben, ich lasse mir heute nacht darauf von den Geistern vorspielen." — „Nein, nein, nein! Das dulde ich nicht," jammerte Bohrer, „ich bleibe keine Nacht mehr hier, o, ich habe so Heimweh nach Stuttgart!" und nach dem Mittagessen reiste er ab.

*

Häufig sangen Liederkränze, welche Weinsberg und die Weibertreu besuchten, vor dem Hause meinem Vater einige seiner Lieder, meist: „Wohlauf noch getrunken!", „Der reichste Fürst" und „Zu Augsburg steht ein hohes Haus." Mein Vater ging dann zu ihnen hinab, gab ihnen die Hand und lud sie auf seinen Turm ein, wo sie wiederum sangen.

So sehr solche Vorträge meinen Vater erfreuten, meinte er doch, durch die Liederkränze gehe der echte Volksgesang verloren. Wie das Bier schlechter geworden sei, seit gelehrte Chemiker sich der Bereitung desselben annehmen, so verliere durch das schulmeisterliche Eindrillen der Lieder und das ängstliche Sortieren und Hinaufschrauben der Stimmen der Volksgesang sein Ursprüngliches, man merke überall den Taktstock heraus und das Bestreben, es den Städtern nachzuahmen. Auch die Lieder seien meist keine Volkslieder mehr; durch die Liederkränze seien aus freien Lerchen Dompfaffen gemacht worden, die nach der Orgelpfeife singen.

Der Staatschemikus.

Viele, die in den dreißiger Jahren nach Weinsberg kamen, erfreuten sich an der Originalität des alten Staatschemikus Salzer. Er war von Karlsruhe, wo er seinen hochtönenden Titel erhalten hatte, nach Weinsberg übergesiedelt. Ein guter, gelehrter Chemiker, voll der abenteuerlichsten, sein Fach betreffenden Projekte, dabei immer guten Humors und eifrig bemüht, sich allen nützlich zu zeigen, hatte man ihn allgemein gern, doch waltete ein eigener Unstern über allem, was er tat. Bei seiner Gutmütigkeit ließ er es sich nicht nehmen, zu den Herbstfesten eine Menge Feuerwerks selbst zu bereiten, ging es aber ans Abbrennen, so flüchtete alles schon im voraus, denn man wußte aus Erfahrung, Salzers selbstgemachte Raketen flogen nach unten oder nach der Seite, statt nach oben, die Feuerräder, statt sich im Kreise zu drehen, warfen ihren Feuerregen immer nur nach einer Seite, und bei den Fröschen und Schwärmerkästen vollends konnte man von Glück sagen, wenn kein größeres Unglück geschah: hier blieben Frösche und Schwärmer, statt sich als entbundene Feuergeister lustig in der Luft zu tummeln, ruhig im Pappkasten liegen, und plötzlich geschah ein dumpfer Knall wie ein Kanonenschuß, alles war auf einmal losgegangen und der Druck der Luft hatte den Staatschemikus umgeworfen und seine Hand war schwarz, wie man auf alten Bildern die Hand Meineidiger abgemalt sieht. Bei einer anderen Gelegenheit hatte die Explosion eines Kessels ihn ein paar Zähne

gekostet und den Mund bleibend schief auf die Seite gedrückt, ihn auch auf mehrere Wochen bettlägerig gemacht. — Da sich nun niemand gern in die Luft sprengen läßt, gab es bald keinen mehr, der den gefährlichen Gast in Logis genommen hätte, und Salzer baute sich an der Friedhofmauer eine Hütte aus Brettern und Tannenreis und vegetierte da einen Winter lang. Mitten unter Eis und Schnee hatte aber ein neues Projekt in ihm gekeimt, das er im Frühling in Ausführung bringen wollte. Weil er aber arm war wie eine Kirchenmaus und in Weinsberg nicht die gehörige finanzielle Unterstützung seines Projekts fand, siedelte Salzer wieder nach Karlsruhe über, um dort eine Aktiengesellschaft zu gründen. Das Projekt, zu dem er aber auch in Karlsruhe keinen Teilhaber fand, bestand darin: Künstlicher Regen wird dadurch erzeugt, daß mit besonderen Chemikalien angefüllte Schweinsblasen durch Luftballone in die Luft getragen und oben durch Elektrizität entzündet werden.

Gewitterangst.

Die Gewitter äußerten auf meinen Vater immer eine ängstigende Einwirkung, er fühlte ihr Nahen schon viele Stunden vorher, ebenso auch Stürme. Er behauptete, wie man Blutegel, in einem Glase mit Wasser aufbewahrt, als Barometer benutzen könne und diese bei nahenden Gewittern und Stürmen sich aus ihrer Ruhe im Glase unten erheben und unruhig hin- und herfahren, so entstehe auch bei manchen sensiblen Menschen bei nahenden Stürmen und Gewittern vermehrte Bewegung

der Gedärme, und diese erzeuge Angst und Unruhe. Dies sei namentlich auch bei Kindern mit Würmern, bei mit Bandwurm Behafteten der Fall. Bei einem Gewitter mußte alles im Wohnzimmer beisammen sein. Niemand durfte sich dem eisernen Ofen nahen, die Fenster wurden geschlossen, die Stubentür weit geöffnet, die Schlüssel an die Kommode gesteckt, daß bei etwaigem Einschlagen schnell gerettet werden könnte. Diese Gewitterverordnungen, welche meine Mutter dem Vater zulieb immer treulich befolgte, obgleich sie auch bei dem stärksten Gewitter keine Angst hatte und immer ihre Ruhe bewahrte, waren für uns Kinder, besonders in der Nacht, wenn ein Gewitter kam, erschreckend. Wir schliefen oben unter dem Dach im sogenannten Sargzimmer. Wenn nun plötzlich der jähe Ruf meiner Mutter: „Theobald!“ erschallte, da fuhren wir auf, der Regen prasselte auf den Dachziegeln, die Blitze zuckten durch das Dunkel des Zimmers, und die Kleider im Arm suchten wir so schnell wie möglich nach unten zu kommen. Unter der Türe erwartete uns der Vater, er hatte die stählerne Brille, die er gewöhnlich trug, abgenommen und dafür eine breite hornene aufgesetzt, was gar schauerlich aussah; wir setzten uns dann schlaftrunken auf Sessel oder den Fußboden, und der Vater ging ruhlos auf und ab und zählte die Sekunden zwischen Blitz und Donner, — endlich wurden die Zwischenräume immer länger, und das Gewitter war vorüber, wir durften wieder in unsere Betten. Durch diese Gewittersangst wurde uns mancher Sommermonat verbittert und wir begrüßten freudig die kälteren Monate, waren schon glücklich, wenn der Juli vorbei war und die Mutter, wenn wir abends auf dem

Turme saßen und es in der Ferne wetterleuchtete, beruhigt sagte: es kommt kein Gewitter, es tut nur augsteln.

Der Herr mit der Nase.

Oft kam ein Fabrikant aus der Umgegend, ein gemütlicher, lieber Herr, zu uns, den wir alle gern hatten, obgleich man sich an seinen Anblick etwas gewöhnen mußte. Er war von großer, dicker Statur, aber das alles erschien noch klein im Verhältnis zu seiner Nase. Diese lag ihm in schauerlicher Größe wie ein geschwollener Drache zwischen Augen und Mund und schillerte in allen Farben. So oft er kam, fiel unser erster Blick auf die Nase, und wir fanden sie gewachsen und mit größerem Schuppenpanzer bedeckt. Das war besonders das letzte Mal der Fall, als er zu uns sagte: „Kinder, ich mache eine große Reise, komme mehrere Wochen nicht, vergeßt mich unterdessen nicht!"

Es mochten zwei Monate darüber vergangen sein, da kam rasch ein Herr zur Türe herein, rief uns und den Eltern ein herzliches Grüßgott zu und sagte: „Da bin ich wieder!" Er kam uns allen bekannt vor, aber doch — nein, er konnte es nicht sein! „Sind Sie der B. oder nicht?" fragte mein Vater. „Nun ja, freilich bin ich's, ich hätte nie geglaubt, daß eine andre Nase so sehr verändern — fast hätte ich gesagt, entstellen — könnte, obgleich meine neue Nase ja viel schöner und eleganter ist als das dicke Ungetüm, das ich mir in Heidelberg habe wegschneiden lassen. Nicht so ängstlich, Kinder, meine neue Nase ist ganz zahm und beißt nicht!"

„Ach, die arme, gute, alte Nase!“ jammerte meine jüngere Schwester.

„Sie war viel gemütlicher!“ sagte ich.

„Hört, Kinder, macht mich nicht wild!“ rief er; „eine saubere Gemütlichkeit war das! Wo ich hinkam, und wollte ich auch noch so bescheiden und unerkannt bleiben, waren alle Blicke nur auf meine Nase gerichtet, und sah ich die Leute an, so fuhren sie schnell mit ihren Augen weg, als hätte ich sie auf einer Schlechtigkeit ertappt, und das war es auch, sie haben alle gedacht: ‚Ei, was hat der für eine abscheuliche Nase! Wie viel Wein, Bier und Schnaps muß dieser Mann getrunken haben, bis er eine solche Nase bekam!‘ Nein, ich bin ganz zufrieden mit meinem Nasenwechsel, er hat mich auch viel Geld und Schmerzen gekostet! Meine neue Nase ist von Silber und fein mit Farbe überzogen und an der Brille befestigt; ihr werdet euch schon an sie gewöhnen und sie liebgewinnen.“

Dem war aber nicht so, so sehr wir uns auch Mühe gaben. Zu der fein gewölbten silbernen Nase, die seinem Gesichte etwas Oberflächliches, Leichtsinniges gab, konnten wir nicht das alte Vertrauen fassen, sie blieb uns immer ein Fremdling; auch seine Stimme schien uns etwas verändert, sie hatte nimmer den alten gemütlichen, fetten Ton. Es war, als ob unserm Freunde zugleich mit der Nase auch ein gutes Stück Seele, die darin ihren Sitz hatte, wäre abgeschnitten worden.

Der Hofkoch.

Einst besuchte meinen Vater der Hofkoch Sch. von Stuttgart. Mein Vater ließ sich von ihm über die Einrichtung der Hofküche, die daselbst zubereiteten Speisen und Delikatessen erzählen. Endlich sagte der Koch:

„Wenn man etwas Gutes, aber einfach Bürgerliches essen will, so nehme man Schweinskoteletten, schneide alles Häutige und Knorpelige von denselben ab, löse das Fleisch von der Rippe, klopfe und hacke die Koteletten und reibe sie mit Salz und Pfeffer ein, umbinde sie mit Salbeiblättern, backe sie in heißer Butter und serviere sie mit Zitronenrädchen, dann schmecken sie wie Aal und sind ganz vortrefflich! Uebrigens Ihre Gedichte," setzte er hinzu und verbeugte sich höflichst gegen meinen Vater, „sind gleichfalls ganz vortrefflich!"

Wahrscheinlich war ihm, während er vom Kochen sprach, der Gedanke gekommen, er müsse jetzt doch auch einen idealeren Standpunkt einnehmen und zeigen, daß er wisse, mit wem er rede. Mein Vater freute sich herzlich über diese kulinarische Rezension seiner Gedichte.

„Jetzt weiß ich doch, wohin ich mit meinen Gedichten gehöre," sagte er; „ich schraubte mich hinauf und glaubte bereits in meiner Eitelkeit, ich sei ein gesulzter Wildschweinskopf mit einem Lorbeerzweig hinter den Ohren."

Pfarrer Hermann.

Es hatte sich in Weinsberg ein Pfarrer, namens Hermann, niedergelassen, um hier seine Pension in Ruhe zu verzehren und sich literarisch zu beschäftigen. Derselbe war eckig, steif und pedantisch in jeder Bewegung, wie auch in seinen Reden und Ansichten. Obgleich er meinem Vater errötend eingestanden hatte, daß er selbst hie und da zu dichterischen Versuchen sich angeregt fühle, liebte er doch die neueren Dichter nicht, es fehle ihren Erzeugnissen die philosophische, klassische Ruhe, nur Schiller lasse er gelten, aber auch dieser werde in den Schulen nicht gründlich genug, nur flüchtig und mangelhaft behandelt; er selbst kenne jedes Gedicht Schillers auswendig, und wenn er einen Seelenkummer oder Zahnweh habe, so helfe er sich oft darüber weg, indem er ein Gedicht Schillers mit gehörigem Ausdruck vor sich hin spreche.

Einst, an einem schönen Frühlingsmorgen, ging mein Vater auf die Weibertreu. Schon am Eingang zur Burg hörte er die gewaltige Stimme eines Predigers. In dem romantischen, epheuumwachsenen Steinbrüchlein, wo auf einem Steine der Vers Uhlands eingegraben ist:

Wandrer, es ziemet dir wohl in der Burg Ruinen zu schlummern,
Träumend baust du vielleicht herrlich sie wieder dir auf!

und auf einem andern Stein das Gedichtchen Karl Mayers zu lesen ist:

Ich und das Abendsonnenlicht
Sind still hier eingekehrt.

stand Pfarrer Hermann in Hemdärmeln und sichtbarer Erhitzung und deklamierte, als hätte er ein großes Publikum vor sich, eine Ballade Schillers. Dabei sah mein Vater mit Staunen, daß er nicht nur mit den Armen heftig gestikulierte, sondern auch sein rechter Fuß in wunderlicher Bewegung war, er ahmte die Interpunktionen immer bildlich nach; bei einem Punktum stampfte er fest auf den Boden, bei einem Komma kratzte er nach hinten hinaus, bei einem Fragezeichen machte er eine schlangenartige, rundliche Bewegung. Durch die Anwesenheit meines Vaters ließ sich der Pfarrer nicht stören; erst als er mit der Deklamation fertig war, trocknete er sich die Stirn und sagte: „Das heißt mit Seele deklamiert!“ — „Möchten Sie mir nicht auch eines Ihrer eignen Gedichte vortragen?“ bat mein Vater. „Recht gerne,“ sagte der Pfarrer, „das Gedicht, was Sie jetzt hören werden, ist betitelt: ‚Hymne an den Mond‘!“ Und nun begann er mit weicher, salbungsvoller Stimme ein langes, wehmütiges Gedicht an den Mond, auf dessen Text mein Vater wenig acht gab, da ihn allzusehr nur die Fußbewegungen des Pfarrers interessierten. Als am Schlusse des Gedichtes kein Stampfen des Fußes erfolgte, sondern der Fuß wie nachdenkend eine Sekunde lang wagrecht über dem Boden hing und sich dann langsam niedersenkte, fragte mein Vater lächelnd: „Was ist das für eine Interpunktion?“ — „Das ist ein Gedankenstrich, mit dem das Gedicht endet. Sie lachen vielleicht darüber, daß ich bei der Deklamation die Interpunktionen mit dem Fuß nachbilde; im Anfang geschah dies unwillkürlich, wenn ich lebhaft in den Geist der Dichtung einging und mir den Text vor Augen stellte, bald aber

bildete ich es als eine Art von Schriftsprache aus. Was ein großer Mann geschrieben und mit Komma und Punktum versehen hat, soll das bei der Deklamation weggelassen, verstümmelt werden?" — „Nein, nein, ums Himmels willen nicht!" rief mein Vater und lachte beim Herabsteigen von der Burg still vor sich, es freute ihn, in dem Pfarrer, der ihm sonst ziemlich langweilig erschienen war, ein Original entdeckt zu haben, und oft, je nachdem Fremde da waren, wurde der Pfarrer zu Tisch eingeladen und mußte nachher deklamieren.

Die Pfannkuchenreise.

Morgens zehn Uhr, als wir von Krankenbesuchen heimgingen, blieb mein Vater plötzlich stehen und sagte: „Ich möchte wissen, wer in Weinsberg die besten Pfannkuchen backt?"

Wir deliberierten und vereinigten uns auf drei Frauen, die nach Aussehen und Charakter die besten Pfannkuchen backen könnten; es war die Gerichtsbeisitzer Theurer, die Pfarrerswitwe Koch, die Stiftungspfleger Weber.

Wir gingen stracks zur Frau Gerichtsbeisitzer Theurer. „Liebe Frau Theurer," sagte mein Vater, „wir kommen in einer eignen Angelegenheit, nämlich ich und mein Sohn wissen, daß Sie die besten Pfannkuchen im Städtchen backen, und da möchten wir gerne —"

„Was, Sie wollen mich uzen?" unterbrach ihn die Frau Gerichtsbeisitzerin; „ich weiß wohl, es ist Ihnen viel zu gering, bei uns zu essen, obgleich — ich will

mich nicht rühmen — aber meine Pfannkuchen sind so gut und noch besser als die vieler anderen Leute."

„O, das wissen wir," sagte mein Vater, „und es ist unser voller Ernst, wir möchten gar zu gerne einen oder zwei Pfannkuchen bei Ihnen essen."

„Nun, Spaß oder Ernst, Sie sollen die Pfannkuchen haben, setzen Sie sich einstweilen," sagte die Frau und ging hinaus.

Bald hörten wir, wie es in der Küche brodelte und zischte, und heiß aus der Pfanne stellte sie uns zwei Pfannkuchen hin und ließ es auch an Tellern, Messern und Gabeln nicht fehlen. Die Pfannkuchen waren offenbar zu hastig und halb im Zorn gebacken, sie waren lederzäh, an einigen Stellen verbrannt. Die Frau Gerichtsbeisitzerin hatte etwas an Fett und Eiern gespart. Wir aßen sie aber säuberlich auf und dankten beim Abschied höflichst.

Den andern Tag um zehn Uhr sagte mein Vater: „Die Pfannkuchen gestern waren nicht besonders gut, wir wollen heute sehen, wie sie bei der Pfarrerswitwe sind." Wir traten bei ihr ein, und mein Vater sagte: „Liebe Frau Pfarrerin, nicht jedem ist es gegeben, gute Pfannkuchen zu backen, aber ich und mein Sohn sind überzeugt, daß Sie diese Gabe in hohem Grade besitzen, und da uns eine unbändige Lust befallen hat, einen oder zwei Pfannkuchen zu essen, so haben wir uns die Freiheit genommen, zu Ihnen zu kommen."

Sie entgegnete: „Verehrter Herr Oberamtsarzt, ich wollte zwar gerade ausgehen und die kranke Frau Dekanin besuchen, aber da Sie und der Herr Sohn mir die große Ehre schenken, etwas bei mir genießen zu wollen, so

kann ich diesen Besuch wohl aufschieben; doch, ich meine, Pfannkuchen sind morgens schwer verdaulich, darf ich Ihnen für Ihren verdorbenen Magen nicht ein Beefsteak oder einen Heringssalat oder saure Nieren bereiten?"

„Nein, nein," sagte mein Vater, „ich habe durchaus keinen verdorbenen Magen und ein Pfannkuchen wäre uns das Liebste."

„Nun, so will ich Ihnen mit meinen schwachen Kräften so schnell als möglich einige feine Pfannkuchen bereiten," entgegnete sie und ging hinaus, und sie brachte bald einen großen Teller mit wenigstens sechs Pfannkuchen, aber sie waren klein und weiß und dünn wie Postpapier.

Wir aßen mit großem Appetit alle auf und empfahlen uns gerührt. Unterwegs sagte mein Vater: „Die Pfannkuchen der Frau Pfarrerin schmeckten sehr gut, ich hätte noch mehr essen können, aber Pfannkuchen waren es eigentlich nicht, es waren Flädlein. Ich setze alle meine Hoffnung auf die Stiftungspflegerin."

Am dritten Tag gingen wir zu dieser; mein Vater brachte seine Bitte um einen guten Pfannkuchen vor.

„Ja, ja, Herr Doktor," sagte sie, „die Pfannkuchen sind Ihr Leibessen, und Sie machen gegenwärtig eine Pfannkuchenreise im Städtle herum, ich habe es schon von der Frau Gerichtsbeisitzerin und von der Frau Dekanin, der es die Frau Pfarrer Koch erzählt hat, gehört und ich weiß, morgens um zehn Uhr hat man den meisten Hunger, und da schmeckt so etwas gut, ich will Ihnen und dem Herrn Sohn einen bereiten, mit dem Sie gewiß zufrieden sind, und Sie werden sagen: Die Weberin, die versteht's. Aber Sie müssen mir

eine halbe Stunde Zeit lassen.“ Und sie deckte den Tisch säuberlich, setzte auch neben die Teller zwei Gläser hin, was uns innerlich erfreute. Richtig, nach einer halben Stunde stellte sie einen immens großen, dicken, schön gebräunten Pfannkuchen vor uns auf und auch eine Flasche roten Wein.

Der Pfannkuchen war excellent, doch es war kein rechter Pfannkuchen, mehr ein Zwiebelkuchen, auch der Wein dazu behagte uns sehr. Sie sah mit Freuden zu, wie es uns so gut schmeckte, und zum Abschied sagten wir: „Auf baldiges Wiedersehen!“

Als wir die Stiege hinabgingen, sagte mein Vater: „Du, wer backt die besten Pfannkuchen?“

„Die Mutter, die Mutter!“ rief ich.

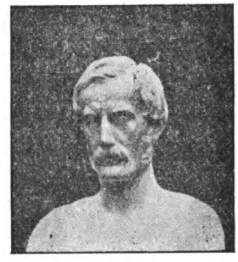
„Ja, Du hast recht, die Mutter, die gute Mutter backt doch die besten Pfannkuchen,“ sagte er, „und es war unrecht von uns, daß wir anderswo bessere suchten. Wir wollen ihr auch Abbitte tun und ihr gestehen, warum wir seit drei Tagen beim Mittagessen keinen rechten Appetit mehr hatten.“

Nikolaus Lenau.

Es war im Spätsommer 1831, als bei uns in Weinsberg ein Gast eintraf, der für geraume Zeit unser aller Aufmerksamkeit in nicht geringem Grade erregte und beschäftigte. Es war ein junger Mann von neunundzwanzig Jahren, der folgenden, an meinen Vater gerichteten Brief mitbrachte:

„Geliebter Kerner!

„Hier ſchicke ich Dir Herrn Niembſch von Strehlenau aus Wien, einen Ungar, einen herrlichen Dichter und Menſchen, wovon Du Dich bald überzeugen wirſt. Er hat bei mir gewohnt und iſt für ewig mein Freund geworden; wir ſind auch bei Uhland in Tübingen geweſen und um Deinetwillen reiſt er über Weinsberg nach München. Dich, Rickele und die Kinder grüßen Sophie und ich aufs innigſte; vielleicht laſſen wir uns um die Herbſtzeit bei Euch einen Augenblick ſehen.



Innig und ganz Dein

G. Schwab."

In der Perſon und dem Charakter des alſo Eingeführten vereinigten ſich Eigenſchaften von teilweiſe einander geradezu entgegengeſetzter Art, wie ſie vielleicht durch Vererbung oder durch einen abſonderlichen Erziehungsgang ins Leben gerufen und zur Entfaltung gebracht waren. Sein Vater, Franz Niembſch Edler von Strehlenau, 1777 zu Tartos in Oberungarn als Sohn eines k. k. Stabsoffiziers geboren, war als Kadett im Dragonerregiment Fürſt Lobkowitz ein wilder, leichtſinniger Junge geweſen. Dieſer „ſchöne Niembſch", wie man ihn zu nennen pflegte, heiratete ſchon mit zweiundzwanzig Jahren, im Auguſt 1799, nachdem er ſein Entlaſſungsgeſuch eingegeben, gegen den Willen der beiderſeitigen Eltern, die Tochter des Oberfiskals Maigraber, Thereſe. Dieſer Ehe entſprangen drei Kinder:

Magdalene, Thereſe, Franz Nikolaus. Nikolaus wurde am 13. Auguſt 1802 unter den traurigſten Verhältniſſen geboren. Der leichtſinnige, ausſchweifende Lebenswandel des Familienhauptes, namentlich deſſen unaufhaltſame Spielſucht, warfen immer tiefere Schatten auf das eheliche Verhältnis und zehrten das kleine Vermögen ſchnell auf. — Ein Vorfall, welchen Anton Schurz, der Schwager Lenaus, erzählt, mag ein Bild entwerfen von dem, was die Mutter Entſetzliches unter der Gewiſſenloſigkeit ihres Mannes zu erdulden hatte.

„Ich weiß nicht," ſchreibt der Genannte, „war es noch vor der Geburt Lenaus oder doch nicht lange darnach, etwa im Januar 1803: das nun dreijährige Lenchen litt ſchwer an der furchtbaren Gehirnhöhlenwaſſerſucht. Als das Kind immer kränker wird, verlieren die Eltern das Vertrauen zu dem Ortschirurgen und der Vater eilt nach Temesvar, um einen tüchtigen Arzt von dort zu holen. Vergebens erwartet die einſame Mutter mit ſteigender Sorge und Ungeduld den Gatten. Stunde um Stunde vergeht. Das Kind ſchlägt beſtändig mit einem Händchen nach dem leidenden Haupt, es beginnt zu röcheln, es iſt tot, und die Mutter bricht, von Schmerz überwältigt, zuſammen, der Vater aber kommt nicht. Da endlich öffnet ſich die Tür und herein tritt — nicht der Vater, nicht der Arzt, nein, zwei wildfremde Menſchen präſentieren der unglücklichen Mutter eine Schuldverſchreibung über ſiebzehntauſend Gulden, die derſelbe an dieſe Genoſſen im Spiel verloren. Sie verlangen die Unterſchrift der Gattin als Bürgſchaft, widrigenfalls ihr in Temesvar zurückgehaltener Mann unnachſichtlich dem Schuldturm

und der Schande überliefert werden solle. Vernichtet, halb bewußtlos, verpfändet sie sich wirklich durch ihre Namensunterschrift zu Opfern, die sie erst mehrere Jahre darauf nach dem Tode ihrer Mutter in der Tat zu bringen vermochte."

Endlich, an Körper und Geist gebrochen, starb der unglückselige Mann im April 1807, neunundzwanzig Jahre alt. Die Großeltern wollten nun den jungen Nikolaus zu sich nehmen, was wohl das beste gewesen wäre. Die Mutter aber verweigerte ihn trotz aller Armut, und nun gab es jahrelang Streit zwischen der eigensinnigen Affenliebe der Mutter und den vernünftigeren, bessergestellten Großeltern, welche Nikolaus eine geregelte Erziehung geben wollten. Durch diese unstäte, unruhige Mutter wurde Lenau zu seinem Schaden immer wieder von jedem ernsteren Lernen abgehalten und an ein zigeunerhaftes Herumwandern gewöhnt. Als die Mutter 1811 sich mit einem bisherigen Militärarzt, Dr. Karl Vogel, welcher in Pest praktizierte, wieder verehelichte, durfte Lenau vier Jahre das Gymnasium daselbst besuchen, wo er tüchtig lernte, nebenbei auch mit Vorliebe Musikstunden auf der Violine und Guitarre nahm, und ein Meister im Pfeifen, besonders im Nachahmen von Vogelstimmen ward.

Da aber sein Stiefvater Vogel einer besseren Praxis wegen nach Tokay zog, war Lenau wieder ein Jahr ohne irgend einen Unterricht, während die Großeltern wiederholt baten und sogar gerichtliche Schritte taten, ihren Enkel in ihre Obhut zu nehmen und ihn geregelt erziehen zu lassen. Die Anstellung eines eigenen Hauslehrers überschritt die Mittel der Mutter, und so zog

sie es vor, ihren Mann zu veranlassen, mit ihren vier Kindern — zwei hatte sie aus zweiter Ehe — wieder nach Pest zu ziehen.

Dort lebte die Familie unter den größten Entbehrungen; Nikolaus aber studierte fleißig, bestand ehrenvoll ein Examen und schrieb, da die Not unausstehlich wurde, einen versöhnenden Brief an die Großeltern, welche ihn freudig aufnahmen und 1819 zu fernerem Studium nach Wien sandten. Hier zeichnete er sich bei Prüfungen in Mathematik und Physik aus, nahm bei Josef Blumenthal Unterricht im Violinspielen und fing auch an zu dichten; eine weitere Freude war ihm, daß seine Schwester Therese, mit Anton Schurz vermählt, in Wien lebte. Aber die abenteuerliche Mutter zog von Pest nach Preßburg und ruhte nicht, bis ihr Nikolaus nachfolgte, angeblich, um dort ungarisches Recht zu studieren, ein Schritt, den er nur zu bald bereute und wogegen auch die Großeltern sich energisch ausgesprochen hatten. Unvermutet kam er zu den Großeltern nach Stockerau und erklärte ihnen, er wolle wieder nach Wien. Dies war das letztemal, daß er seinen Großvater sah, welcher im Juli 1822 starb. Im August schrieb Lenau seiner Großmutter, er wolle statt Jus lieber Philosophie studieren, aber auch dabei blieb er nicht lange; er wollte Landwirt werden und bezog deshalb die Ackerbauschule in Ungarisch-Altenburg, wohin ihm auch seine Mutter mit Mann und Kindern folgte. Doch auch an der Landwirtschaft hatte er nur kurze Freude; er ging wieder nach Wien, um sich auf die Medizin zu werfen. Die Mutter mit Mann und Kindern war ihm auch dahin nachgereist. Am 24. Oktober 1829 starb seine

Mutter, im September 1830 seine Großmutter, von der er zehntausend Gulden erbte. Schnell wollte er diese Summe durch Börsenspekulation verdoppeln und verlor dabei die Hälfte.

Er dachte nun daran, in Heidelberg Medizin weiter zu studieren; zugleich wollte er seine Gedichte im Druck herausgeben. Im Juni 1831 reiste er über Gmunden, Salzburg, München, Karlsruhe nach Heidelberg. Als sich eine Antwort von Gustav Schwab, dem er zwei Gedichte fürs Morgenblatt von Karlsruhe aus gesandt hatte, verzögerte, reiste er nach Stuttgart. Von Schwab freundlichst aufgenommen, las er ihm und dem gerade anwesenden Gustav Pfizer einige seiner Gedichte vor. G. Schwab schloß ihn entzückt in die Arme, und auf seine Veranlassung unternahm Cotta den Verlag von Lenaus Gedichten, welche im Sommer 1832 im Druck erschienen. Niembsch wohnte, mit kurzen Unterbrechungen, über ein Vierteljahr bei Schwab, welcher ihn in Stuttgarter literarische Kreise einführte, mit ihm Ausflüge zu Uhland und Karl Mayer machte und ihm am 20. August 1831 mit dem oben angeführten Briefe nach Weinsberg sandte. —

Lenau wurde von meinem Vater freundlich aufgenommen. Anton Schurz schilderte Lenaus äußere Erscheinungen zu damaliger Zeit folgendermaßen: „Eher klein als groß, aber stämmig, um die Schultern breit. von vortrefflicher Lunge und Brust, mit sehnigen Armen und Beinen, dazu voll Mut und Verwegenheit und stets ein gewaltiger Herr des Worts — wäre er ein vortrefflicher Husarenoberst gewesen. Sein sehr großer Schädel zeigt die Hilfsmittel des Dichters in höchster

Ausbildung; das Haupthaar auf dem gedankenvollen Scheitel etwas dünn, Backen- und Schnurrbart dunkelbraun, die Stirne besonders breit, über der kräftigen, sanft geschwungenen Nase gern sich stark faltend, die Brauen wie bei Vieldenkern oft sich zusammenziehend, die Backenknochen wie bei Slaven etwas hervorragend, die schmalen Lippen energisch geschlossen, das Kinn wie abgehackt, endlich in den braunen Augen zwei unergründliche Brunnen voll Geist, Tiefsinn und Schwermut — welch ein herrliches Gesicht! Hand und Fuß aristokratisch fein und klein, die Haltung ein gemächliches Sichgehenlassen; meist gebeugt sitzend oder bequem liegend, auf gebogenen Knieen sich schwingender Gang, in Kleidung gewählt und zierlich fast, stets rein behandschuht und auf das Aeußere mehr haltend, als man es gewöhnlich trifft — so war Lenau zu jener Zeit, als sein Name zuerst durch die Welt flog."

Schurz hat bei Entwerfung dieses Bildes etwas geschmeichelt — für einen Husarenoberst war Lenaus Gestalt zu klein und dürftig. Dies fiel namentlich auf, wenn er stand, da seine Beine im Verhältnis zum Oberleib sehr kurz waren; auch weiß ich niemand, dessen Gesichtsausdruck, Hautfarbe, Stimme und Haltung sich je nach der Stimmung so sehr veränderten als bei Lenau. Wenn er seine gute, übermütige, kokette Stunde hatte, bezauberten Eindruck machen wollte, da konnte Emma Niendorf in ihrem ehrlichen, aber überphantastischen Wesen wohl sagen: „Er lehnte neben mir, nah' an dem Trumeau, und so plauderten wir einige Zeit, wobei er mir mit seinen ganz geistleuchtenden Augen bis ins Herz hineinsah. Merkwürdige Augen! Eine

Geisternacht. Es hat wirklich etwas Schauerliches, Ueberwältigendes, Holdes zugleich. Er elektrisiert damit. Er kann einen so freundlich und ganz besonders ansehen. Diese Blicke, wozu die stolze, hochgetragene Stirne sich etwas senkt, sind Lichtpfeile und, wie aus dunklem Gewölke dringend, von doppelter Wirkung." — Aber ein kleines Unwohlsein, namentlich körperlicher Schmerz (Zahnweh, Kopfweh), eine schlaflose Nacht oder ein mißstimmender Brief machten, das er gelb, welk aussah, tiefe Falten hatte, gebückt ging. An solchen Tagen war nicht gut mit ihm auszukommen; er wußte es auch und zog sich auf sein Zimmer zurück, blieb am liebsten allein. Plötzlich konnte er dann wieder erscheinen, frisch, heiter, fast übermütig, und — „die Schlange hat sich wieder gehäutet!" sagte er dann lachend.

Doch will ich jetzt von seinem ersten Besuche im Kernerhause sprechen.

Lenau kam kurz vor dem Mittagessen, zu dem ihn mein Vater natürlich einlud; er war aber nicht der einzige Gast; noch ein Dr. Wagemann war da, dieser war ein geistreicher Mann und berühmter Arzt gewesen, aber durch zu vieles Trinken vollständig herabgekommen. Da alle Mäßigkeitsermahnungen nichts fruchteten, beschränkte sich mein Vater darauf, ihm bei Tische stets nur eine Flasche leichten Weines vorzusetzen; aber auch da wußte sich Wagemann zu helfen. Er rührte während des Essens die Flasche nicht an, ließ sich aber nach Tisch einen Löffel und einen tiefen Teller geben, goß die Flasche hinein und löffelte den Wein aus — dann fand doch eine berauschende Wirkung statt. Dies Manöver interessierte uns Kinder, mich und meine zwei

Schwestern, sonst immer sehr, aber heute war unsere Aufmerksamkeit nur auf Lenau gerichtet.

Ein Ungar! ein Magyar! Trotz der vielen Fremden war uns die Erscheinung dieses Mannes doch etwas Neues. Sein feiner, schwarzer, mit einigen Schnüren verbrämter Anzug gab ihm in unseren Augen etwas Vornehmes, dann die gebräunte Gesichtsfarbe, der dunkle Schnurr- und Backenbart, die hohe Stirne, die fein gebogene Nase, seine tiefe, sonore Stimme imponierten uns gewaltig. Zudem sah er uns mit seinen schwarzen Augen oft lange starr an, daß uns wahrhaft bange wurde, und machte dann schnell mit dem Kopf eine scherzhafte Bewegung gegen uns, wie ein Rehbock, der mit den Hörnern stoßen will, woraus wir sahen, daß er auch Spaß verstand, was uns sehr für ihn einnahm. Er hatte nun meinem Vater viel zu erzählen von Gustav Schwab, Karl Mayer, Gustav Pfizer, Uhland, von Wien und Ungarn, den Zigeunern und Räubern. Doktor Wagemann hatte unterdessen seinen Wein ausgelöffelt und sich manierlicher als sonst empfohlen.

„Auch bei uns in Ungarn," sagte Lenau, „findet man viele solcher Unglücklichen, die dem unseligen Drang, sich betrinken zu müssen, nicht widerstehen können, aber unsere Weine machen kürzeren Prozeß und drehen ihnen schnell den Kragen um. In Tokay wachsen wunderschöne Melonen, und die Gomörer Wassermelonen sind berühmt. Man höhlt sie aus, gießt Wein oder Arak hinein und stellt sie einige Zeit in den Keller oder aufs Eis, dann schmeckt es wie der beste Sorbet. Da sieht man oft solche Gewohnheitstrinker, welche täglich vor

einer riesenhaften ausgehöhlten Melone sitzen und den Wein auslöffeln."

Lenau las nun viele seiner Gedichte vor, die meinem Vater gar sehr gefielen, und als er abends nach Heilbronn wollte, um morgens weiter zu fahren — es ging damals noch keine Eisenbahn — bat ihn mein Vater, bei uns zu übernachten, was er gern annahm, uns alle dadurch innig erfreuend. Den andern Tag bei dem Frühstück sagte er: „Ich träumte von meiner Mutter heute nacht und fühlte beim Erwachen eine selige Ruhe; es steht ein guter Stern über diesem Hause; o, ich komme bald wieder!"

„Ja, tun Sie das, aber auch gewiß," entgegnete mein Vater; „mein Haus soll Ihnen eine Heimat sein!"

Und Lenau hielt Wort, er kam oft und blieb zuweilen wochenlang. Im gotischen Zimmer unseres alten Gefängnisturmes schrieb er einen Teil seines „Faust". Wir aßen damals — auch wenn Gäste da waren — immer auf Zinntellern; auf den Rand derselben kritzelte Lenau, häufig in Gedanken verloren, halb unleserlich den Namen irgend einer Person, die er lieb im Herzen trug; nicht selten auch stach er im Eifer des Gesprächs mit dem Messer ins Tischtuch, was meine Mutter, die als gute Hausfrau viel auf den guten Bestand ihres Weißzeugs hielt, immer mit sichtbarem Schrecken erfüllte.

Einst kam er in bester Laune aus dem Turmzimmer und sagte nach dem Mittagessen: „Jetzt, Frau Rickele, muß ich Ihnen das Neueste aus meinem Faust vorlesen. An zwei Stellen habe ich dabei an Sie gedacht."

Und nun las er die Szene, „Die Schmiede" betitelt,

wo Faust bei dem Schmied zu Nacht speist. Als er die Verse gelesen hatte:

„Ich hab's erfahren oft auf meinen Reisen,
Der Frauen Herz voll rätselhaften Zügen
Erprobt sich stets am Wohlschmack ihrer Speisen.
Wenn so ein gutes Weib kocht, brät und schürt
Und in den Topf den Wunsch des Herzens rührt,
Daß es den Gästen schmecke und gedeihe,
Das gibt den Speisen erst die rechte Weihe!"

reichte er meiner Mutter die Hand und sagte:

„Das, gute Mama, ist ganz aus meiner Seele gesprochen; es schmeckt mir nicht umsonst so gut bei Ihnen, ich glaube auch, es ist Hexerei dabei; wer bei Ihnen ißt, dem ist es, als äße er die Lieblingsspeisen seiner Jugend."

Und weiter las er:

„‚Oft schon ergötzte mich auf meiner Fahrt
Der guten Hausfrau'n wunderliche Art,
Daß sie am Tischzeug hängen fast abgöttisch,
Daß so ein Stich auf ihre weißen Linnen
Ins Herz sie trifft!' Er stößt die Messerspitze
Tief durchs geblümte Tuch, und aus der Ritze
Sehn alle schreckensbleich Blutstropfen rinnen.'

„Sehen Sie, liebe Mutter, schon Faust hatte diese böse Gewohnheit; ich habe es von ihm geerbt und darum müssen Sie mir verzeihen. Auch mein Kritzeln in die Zinnteller soll morgen eine Stelle in meinem Faust finden."

Lenau wohnte, wenn er nach Weinsberg kam, meist im Alexanderhäuschen, das hatte ein Wohnzimmerchen und zwei Schlafzimmer. Eines der letzteren hatte eine Tapete, welche Lenau besonders gefiel. Auf ihr waren in Medaillonform verschiedene Szenen aus Maria

Stuart, Egmont, den Wahlverwandtschaften, dazwischen wieder ein Christus am Kreuz, ein Knabe, welcher angelt, ein Handwerksbursche, der mit schwerem Bündel über eine Brücke schreitet. „Es läßt sich bei dieser Tapete zwischen Wachen und Träumen so viel denken, und ich spinne oft die Bilder zu einer Geschichte zusammen," sagte Lenau.

Oftmals brachte er seine Violine mit nach Weinsberg, auf der er in bunter Abwechslung Beethovensche Sonaten und ungarische Tänze herrlich spielte; auch wußte er gar nett zur Guitarre zu pfeifen und auf ihr mit den Fingern zu trommeln. Er gab sich viele Mühe, das „Blätteln" zu lernen. Unsere Bauernburschen legen ein Birnen- oder Birkenblatt auf die Zunge und bringen damit flageolettartige Töne hervor und spielen auf diesem einfachsten aller Instrumente weithin tönende Melodien. Vor unserem Hause konnte man dies an schönen Sommerabenden täglich hören. Aber so viel er sich Mühe gab und sich von den Burschen unterweisen ließ, wollte es ihm doch nicht recht gelingen, diese schlichte Musik nachzuahmen. „Man muß hierzu schon einen besonders formierten Bauernschnabel haben," bemerkte er dann unmutig.

„Heute werde ich Dir noch einen Geistergruß herübersenden," sagte Lenau öfters, ehe er ins Gartenhaus schlafen ging, und dann geigte er oft spät in die Nacht hinein, was ihm aber von meinem Vater nicht selten Vorwürfe eintrug. „Du sollst Deine Nerven schonen und Deiner Seele Ruhe gönnen," sagte er dann zu Lenau. Er wußte, daß dieser nach einer solchen schlaflosen Nacht den anderen Tag elend, verstört aussah, als hätten ihn nächtliche Gespenster geplagt, und dann war

auch seine Stimmung finster und ernst, und er floh, wenn Gäste kamen, oder war gegen diese bis zur Unhöflichkeit störrisch und schweigsam. Ermunterte ihn dann mein Vater: „Ach, rede doch auch etwas, Lenau!“ so konnte er ungescheut sagen: „Glaubst Du, ich sei eine Spieluhr und lasse mich aufziehen?“

Ja, man hatte oft recht viel unter seinen Launen zu leiden, und dies nahm zu, je mehr er in seinem Dichterruhm stieg und in Stuttgart Vergötterung fand. In den ästhetischen Kreisen daselbst war den Damen alles so unbeschreiblich interessant und unfehlbar an ihm, daß er sich am Ende selbst dafür hielt und jeder Widerspruch ihn aufs äußerste reizte. So mäßig sonst Lenau im Essen und Trinken war, so schadete er sich doch offenbar durch das allzu viele Kaffeetrinken. Man konnte ihm den Kaffee nie stark genug machen, und jeden Tag sollte frisch für ihn geröstet werden; so sei er es von Wien aus gewöhnt, meinte er. — Auch das übermäßige Rauchen starker Zigarren und ungarischen Tabaks aus kurzen Meerschaumpfeifchen mag seine Nerven oftmals überreizt haben. — „Ich vermöchte keine Zeile zu schreiben, ohne meine Pfeife im Munde,“ sagte er, „nur beim Rauchen kommen die Gedanken; es konzentriert.“

Doch mehr als Kaffee und Tabak zerrüttete sein Nervensystem der Weihrauch, der ihm gestreut wurde. Er, der ehemalige Sohn der Wildnis, konnte das auf die Dauer ohne Gesundheitsstörung nicht ertragen; es schmeichelte ihm, auf dem pythischen Dreifuß zu sitzen und jeden seiner Aussprüche angestaunt zu finden. Selbst wenn er sagte: „Gottes Allmacht wedelt auch aus einem Hundsschwanz,“ wurde das als vielbedeutend

aufgeschrieben, und mochte er sprechen, vorlesen oder schweigen, immer war er sich des hohen Eindrucks, den er machte, bewußt, und die Hohepriesterin schrieb nieder:

„Da saß er, bleich, im schwarzen Rocke, auf dem Haupt eine Violettsammetmütze mit goldener Quaste, und las mit seiner klangvollen, tiefen Stimme eintönig wie der klagende Wind oder wie Wellen oder wie ein Geist — höchst melodisch; es ist, als spräche jetzt nicht Niembsch, nicht Lenau, nur der Genius. Auch in den Zügen kein wechselnder Ausdruck, alles großartige Schwermut, ruhiges Versinken, man sah darin eine ganze Schöpfung," und so weiter.

Das eine mal war er „ganz Teufel, ließ die Augen fürchterlich blitzen", ein anderes mal „teilte er mit seinen Blicken geistige Gnaden aus." Von Heidelberg schrieb er einst meinem Vater: „Ich war bei Herrn Zimmern, dem lieben, alten, ehrwürdigen Juden, es war ziemlich zahlreiche Gesellschaft vorhanden, da sprach ich über Geistergeschichten mit solcher dämonischen Weihe, ließ meine Augen dabei so kurios herumschweifen, daß die Mädchen anfingen zu weinen vor Schauder. Ja, Bruder, ich trage ein ganzes Nest voller Gespenster in mir herum; wenn das Nest einmal ausfliegt und um mich herumschwärmt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuse um den hohlen Eichenbaum, worin sie den Winter über gesteckt, ja, ja, das ist eine kuriose Geschichte!" — Der Nachtschmetterling machte immer engere Kreise um das Licht, in dem er einst verbrennen sollte.

Eines Tages fuhr mein Vater mit Lenau nach Oehringen und führte ihn in den ihm zu Ehren er-

leuchteten Hofkeller, auf dessen großes Faß Lenau später sein bekanntes Gedicht machte:

„Ich stand als höchster grüner Baum
Vor Zeiten froh im Waldesraum."

Hierauf besuchten sie eine Witwe B. und ihre schöne Tochter, einen Backfisch von sechzehn Jahren. Nach dem Kaffee las Lenau Gedichte vor. Das Mädchen hörte ihm staunend zu und ihre Blicke hingen voll Andacht an ihm, was Lenau wohl bemerkte. Als es ans Fortgehen kam, schlich Lenau, unbemerkt von der Alten, aber von den Augen des Mädchens verfolgt, in ihr neben dem Wohnzimmer befindliches Schlafzimmer und küßte schnell das Kopfkissen und das auf dem Nachttisch liegende Gebetbüchlein, den Thomas a Kempis.

„Jetzt muß das nette junge Madel oft an mich denken, ich habe sie magnetisiert und kam mir vor wie Mephisto im Schlafzimmer Gretchens," erzählte er im Heimfahren meinem Vater, der ihm über diese Koketterie ernste Vorwürfe machte; aber den stärksten, der fast zu einem Zerwürfnis führte, bekam er wohlverdienterweise, als mein Vater eine Begebenheit erfuhr, die ihn fast an Lenaus Herzen irre machte.

Lenau reiste mit dem Polen Matuschinski nach Stuttgart. In Heilbronn bestiegen sie zugleich mit einer Dame, die nach Stuttgart wollte, einen Fiaker. Die Gesellschaft der Dame genierte Lenau, der sich gern bequem ausgestreckt hätte; er verabredete daher mit Matuschinski, er solle einen Arzt vorstellen, der einen Wahnsinnigen in eine Irrenanstalt zu bringen hätte, und bald benahm er sich so seltsam, machte solche Grimassen, sprach so konfus und fixierte die Dame mit so

unheildrohenden Blicken, daß derselben himmelangst wurde. Als er vollends einen Tobanfall simulierte, indem er auf die Dame losstürzen wollte und Matuschinski ihn scheinbar mit Gewalt bändigen mußte, hielt es die Frau nimmer länger aus, verließ in Besigheim unter Tränen das Gefährt und war nicht zu bewegen, weiter mitzufahren.

Matuschinski erzählte später, Lenau habe den Wahnsinn so gräßlich natürlich dargestellt, daß er selbst nimmer recht gewußt habe, ob es Täuschung oder Wahrheit sei.

Wie oft streifte Lenau mutwillig, oft aber auch sich selbst unbewußt, vom Verhängnis immer mehr dem Abgrunde zugedrängt, an der Grenze desselben! Nicht selten überfiel ihn, scheinbar ohne Grund, eine tiefgehende Melancholie. In einer solchen Stimmung schrieb er an meinen Vater am 15. November 1831:

„O Kerner! Kerner! Ich bin kein Asket, aber ich möchte gerne im Grabe liegen. Helfen Sie mir von dieser Schwermut, die sich nicht wegscherzen, nicht wegpredigen, nicht wegfluchen läßt. Mir wird oft so schwer, als ob ich einen Toten in mir herumtrüge. Helfen Sie mir, mein Freund! Die Seele hat auch ihre Sehnen, die, einmal zerschnitten, nie wieder ganz werden. Mir ist, als wäre etwas in mir zerrissen, zerschnitten. Hilf, Kerner!"

Einmal — es war in späteren Zeiten — kam Lenau unerwartet, während er sonst meist vorher sein Kommen meldete, nach Weinsberg. Er sah blaß, verstört aus, aß bei Tisch wenig und starrte schweigend vor sich hin; man sah ihm an, daß ihn ein Kummer drückte oder er etwas auf dem Herzen habe.

„Was ist Dir?“ fragte mein Vater; „die Reise scheint Dich angegriffen zu haben, Du bist krank.“

„Ja, das bin ich,“ sagte Lenau; „o lieber Justel, gehe mit mir auf mein Zimmer, ich habe mit Dir allein zu sprechen.“ Dort sagte er: „Setze Dich auf das Sofa und mich lasse so neben Dich liegen, daß mein Kopf an Deiner Brust ruht und ich Deinen Herzschlag höre; ich will Dir beichten, Du sollst mein Seelsorger, mein Priester sein!“

Und nun enthüllte er vor meinem Vater sein ganzes Leben, sprach unter Tränen von allem, was ihn drückte und beängstigte, von seiner verstorbenen Mutter, von dem Heimweh nach ihr, von den Kämpfen, die sie mit seinem Vater erduldete, wodurch er ganz gewiß schon im voraus zu einem Unglückskind gezeichnet worden sei, von seiner armen und doch so schönen Jugend, von seinem vierjährigen Zusammenleben mit Berta, der Sehnsucht nach seinem Kinde, von dem er oft träume, von seiner reinen Liebe zu Lotte Gmelin, die er, der Verdammte, dauernd an sich zu ketten nicht würdig und auch zu arm gewesen sei. Schon einmal habe eine schwarze Katze ihm Unglück gebracht, er spüre, sie komme wieder, der Dämon des Unglücks verfolge ihn, wenn er glücklich sein wolle; zum höchsten Heiligtume irdischen Glücks habe ihm Priesterhand dauernd die Eingangspforten zugeworfen, entsetzliche Träume wecken ihn nachts und stehen, riesengroß wachsend, wie Gespenster vor ihm; dann sei er in Schweiß gebadet und fühle sich matt, todesmatt.

Mein Vater drückte Lenau fest an sich, streichelte ihm die Haare und sprach ihm Trost und Mut ein. Allmählich beruhigte er sich auch und sagte:

„Es ist mir wieder gut, aber die Beichte war mir notwendig, Du trägst jetzt mit mir; wir sollten ein Jahr fern von den Menschen allein miteinander auf einer Insel wohnen, Du müßtest dann die Wellen magnetisieren, daß keine bösen Gedanken und Träume landen und mich erfassen können. Am besten wäre es eigentlich, wir wären zusammengewachsen!" Und nun mußte er selbst über diesen Gedanken lachen, spann ihn weiter aus und sagte: „Das wäre ein Hauptspaß, wenn wir zusammengewachsen durch die Straßen Stuttgarts gingen, und was würden die Kritiker dazu sagen?"

Obschon solchermaßen die so traurig begonnene Beichte ein freundliches Ende nahm, war mein Vater durch dieselbe arg angegriffen und in Sorge über Lenaus physischen und geistigen Zustand; er sagte meiner Mutter, er sei ganz krank von all dem Grausigen, was er habe anhören müssen, es sei ein wildes Chaos von Gedanken gewesen. — „Wenn ein Meer mitten im Sturme mit haushohen Wogen plötzlich zu Stein erstarrte, könnte es nicht schauerlicher sein, als es in Niembschs Seele aussehe."

Oft hatte Lenau aber auch ausnahmsweise glückliche Tage, an denen ihm kindliche Heiterkeit aus allen Zügen sprach. Das war namentlich, wenn er mit Graf Alexander von Württemberg nach Weinsberg kam. Im offenen, mit zwei windschnellen ungarischen Pferden bespannten Wagen fuhren sie in frischer Morgendämmerung von Eßlingen weg; die fröhliche, luftige Fahrt, die lebhafte Unterhaltung, das ungebundene, treuherzige Wesen Alexanders taten Lenaus Nerven wohl; er war dann ganz auch er selbst, ohne schauspielerische Zutaten, und

brachte einen guten Appetit mit. Erzählte er darauf nach Tisch von seinen Wiener Freunden und Originalen schnurrige Aussprüche und Anekdoten, sprach er mit Begeisterung von Steiermark, ergriff er seine Geige und spielte Zigeunerweisen oder pfiff oder trommelte er lustig zur Guitarre, da mußte man ihn lieb haben, und es tat einem von Herzen leid, daß solche Sonnenblicke so selten bei ihm waren. — Einer komischen Begebenheit erinnere ich mich auch, bei der Lenau hell auflachte und wie ein ungezogenes Kind vor Freuden mit den Füßen strampfte. Wir saßen an einem Sommertag mit Lenau und Hofrat Reinbeck nebst dessen Gattin beim Mittagessen im Garten. Da kam der Hausknecht aus der „Traube" und brachte zwei Visitenkarten: „Graf Crivelli" — „Herr von Starkenberg". „Die Herren möchten gern ihre Aufwartungen machen."

„Sie sollen nur kommen," sagte mein Vater, und nun sprach man davon, wer wohl der Herr von Starkenberg sei. Den Grafen Crivelli kannten Reinbecks — er war österreichischer Gesandtschaftsattaché — aber der Starkenberg?

„Am Ende ist es der Prinz Montfort Napoleon," sagte die Reinbeck, „das Montfort ist ins Deutsche übersetzt, und ihn und Crivelli sieht man oft zusammen gehen."

Die beiden Herren kamen.

„Es ist Prinz Montfort," flüsterte die Reinbeck, wir standen auf, die Ankömmlinge zu begrüßen, und ein besonders tiefes Kompliment machte die Frau Hofrat; sie wollte zeigen, daß sie, als Dame aus der Residenz, wisse, was sich gehöre; der Hofrat aber blieb

zu unser aller Verwunderung sitzen und beugte nur den Oberkörper etwas vor, und schon diese kleine Höflichkeit schien ihn schwer anzukommen.

Der Prinz enthüllte seine Anonymität und mein Vater stellte den beiden Herren seine Gäste, Lenau und Reinbecks, vor. Wieder große Verbeugung der Frau Hofrat, Reinbeck aber blieb abermals sitzen und wurde kirschrot im Gesicht. Die Unterhaltung, während deren Frau Reinbeck ihrem Mann höchst mißbilligende Blicke zuwarf, wurde sehr animiert, Lenau beteilgte sich lebhaft am Gespräch, dann nahmen sie Abschied und mein Vater begleitete sie auf die Weibertreu. Großes Aufstehen und Verbeugung, Sitzenbleiben des Hofrats. Jetzt brach das Gewitter über den armen Reinbeck los.

„Nein, da hört doch alles auf!“ zürnte die Gattin; „welch unhöfliches Benehmen von Deiner Seite! Was fiel Dir denn ein? Nicht einmal aufzustehen! Was wird der Prinz von Dir denken!“

„Ja, Du hast vollkommen recht, und niemand tut es mehr leid als mir,“ sagte Reinbeck mit kläglicher Stimme. „Ach, Theobald, sei doch so gut und sieh einmal nach, ich kann nicht aufstehen, ich bin an den Stuhl wie angewachsen.“

Ich untersuchte a posteriori. Aus dem schweren Gartenstuhl, worauf Reinbeck saß, hatte sich ein langer Nagel hervorgespielt und sich schräg in das Beinkleid Reinbecks hineingeschoben; wenn Reinbeck aufstehen wollte, haftete der Stuhl fest an ihm und leistete tapferen Widerstand.

Mit vielem Scharfsinn und, nachdem ich Reinbeck — nach Erweiterung der Hosenwunde — zu einer starken

seitlichen Bewegung in der dem bösen Nagel abgewandten Richtung veranlaßt hatte, erlöste ich ihn von der Anhänglichkeit des Gartenstuhls. Die hierdurch geschaffenen urkomischen Situationen, die Niedergeschlagenheit Reinbecks, der Zorn seiner Gattin, versetzten Lenau in tolle Lustigkeit, und der arme Reinbeck mußte unter seinen Witzen viel leiden. Als derselbe der Reparatur halber weggegangen war, machte die Hofrätin Lenau Vorwürfe, er habe ihren Mann allzu kindisch behandelt, ihn lächerlich gemacht. Lenau wollte sich diesen Vorwurf nicht gefallen lassen, ein spitze Rede gab die andere, und endlich sprach Frau Reinbeck unter Tränen: „Ich weiß wohl, Sie verstehen mich — ich mag tun und sagen, was ich will, und Ihre oft recht ungerechtfertigten Launen mit der größten Sanftmut ertragen — doch immer geflissentlich —"

„Miß, miß, miß!" unterbrach sie Lenau lachend. „Ach, dieses spät hintendrein wackelnde ‚miß' hat etwas gar zu Rührendes; ihm zu lieb bitte ich Sie herzlich um Verzeihung, lassen Sie uns wieder gute Kameraden sein!"

Die gute Emilie hatte mit ihrem unbändigen ungarischen Schützling, an dessen Verzärtelung sie eben selbst große Schuld trug, gar manches auszustehen; mein Vater verglich sie einer Henne, die ein Entlein ausgebrütet habe und nun angstvoll am Ufer auf und ab tripple und seinen waghalsigen Schwimmkünsten zuschaue. Nicht umsonst klagte sie später einmal in einem Briefe:

„Lenau war diesmal bei seinem Hiersein mißmutig, schroff und kalt; ich muß gestehen, daß mich oft eine

wunderbare Scheu vor allen Berühmtheiten anwandelt, die so groß dastehen vor der Welt und in ihrer Eitelkeit so klein sind."

Im Jahre 1832, als die Polen durch Weinsberg kamen, wollte Lenau mit einem derselben nach Amerika, er hieß Matuschinski; Lenau schrieb über ihn an seinen Schwager Schurz: „Ich habe einen sehr lieben Freund zum Reisegefährten, einen polnischen Stabsarzt, durchaus gebildet und sehr liebenswürdig. Matuschinski heißt mein Pole, er ist Virtuos auf der Flöte und sehr empfänglich für Poesie, hat auch einen richtigen Geschmack —"

Aber die geträumten frohen Aussichten auf die Amerikareise trübten sich immer mehr; auch war Lenaus Vermögen bedeutend zusammengeschmolzen, so daß doppeltes Ueberfahrtsgeld zu teuer geworden wäre, und so blieb Matuschinski zurück.

Was Lenau zu der Reise nach Amerika bestimmte? Es war teils der ihm von der Mutter anererbte Wandertrieb, teils versprach er sich gar viel von den poetischen Eindrücken, die auf ihn das Meer, die Urwälder, der Niagara machen würden; auch glaubte er, trotz aller Warnungen, fest, er könne sich dort schnell durch Güterankauf eine große Rente sichern. So schrieb er von Amsterdam aus an seinen Schwager Schurz:

„Ich werde mir in Amerika eine Strecke Landes kaufen von etwa tausend Morgen und den Philipp (seinen Bedienten) als Pächter darauf setzen. Ein gewisser Ludwig H., Zimmermeister aus Württemberg, geht auch mit samt seinen Söhnen und kauft sich ebenfalls an in Amerika. Dieser ist nun der rechtschaffenste, tüchtigste Mann, den ich jemals aus derlei Ständen

kennen gelernt habe; der übernimmt die Oberaufsicht, der ganze Vertrag wird natürlich vor Gericht ratifiziert. In drei bis vier Jahren hat sich dann der Wert meines Eigentums wenigstens auf das Sechsfache gesteigert."

Richtig ging Lenau auch einen solchen Vertrag im März 1833 in Amerika ein, aber die Spekulation erzeigte sich als ziemlich nichtig. Der brave Zimmermann wirtschaftete schlecht, ging mit seinen Söhnen nach Kanada durch, und erst in späteren Jahren, als Lenau schon im Irrenhause war, kam durch einen andern Besitzer wieder einiges von dem Gelde zurück. — Amerika machte auf Lenau, der von diesem Lande weniges und auch dieses nur in den Wintermonaten und in übelster Laune gesehen hatte, einen schlechten Eindruck. Nachdem er am 8. Oktober 1832 in Baltimore gelandet, schrieb er am 16. Oktober an Schurz:

„Der Amerikaner hat keine Weine, keine Nachtigall. Diese Amerikaner sind himmelanstinkende Krämerseelen, tot für alles geistige Leben, maustot. Die Nachtigall hat recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehrt. Das scheint mir von ernster, tiefer Bedeutung zu sein, daß Amerika gar keine Nachtigall hat. Es kommt mir vor wie ein poetischer Fluch, eine Niagarastimme gehört dazu, um diesen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhause geschlagen werden."

Lenau war erst acht Tage in Amerika und nicht über Baltimore hinausgekommen; was bewog ihn schon zu einem so harten Urteil über ein ganzes Volk?

Seine Eitelkeit fühlte sich daselbst beleidigt, und er ward unglücklich, aufgeregt, nervös, wie einer, dem das

gewohnte Morphium entzogen wird; ihm fehlte das süße Gift der Bewunderung. Die Amerikaner wußten noch nichts von Lenau, die Damen dort waren weniger leicht mit Blicken zu hypnotisieren als die in der weichen Teeluft Stuttgarts. Die Amerikaner urteilten in ihrer naturwüchsigen Unbefangenheit wie die Schwarzwälder Magd meiner Eltern, die einst zu meiner Mutter sagte: „Ich weiß nicht, warum die Besuche sich so viel aus unserem Herrn machen; ich sehe ihn täglich und finde gar nichts Besonderes an ihm."

Im März 1833, nachdem er in Lisbon, einem Städtchen am Ohio, an Rheumatismen krank gelegen, schrieb Lenau:

„Als Schule der Entbehrung ist Amerika wirklich sehr zu empfehlen. Wenn so ein langer, einsamer Winter obendrein gewürzt ist mit heftigen rheumatischen Leiden und schlaflosen Nächten, wie er es mir war, dann müßte man doch sehr verstockten Wesens sein, wäre man im Frühling nicht ein wenig vernünftiger, als man im Herbst gewesen. Nächsten Monat werde ich mich in New-York einschiffen, ich hoffe, bis fünfzehnten Mai in Stuttgart zu sein."

Lenau besuchte mit Beginn des Frühlings den Niagara, besah sich einige Urwälder und kehrte über New-York nach Europa zurück. Ende Juni 1833 landete er in Bremen und fuhr von da über Heidelberg nach Weinsberg. Mit den Worten trat er ins Zimmer: „Alter, da bin ich halt wieder; aber das sind keine vereinte Staaten, das sind verschweinte Staaten." Die Reise hatte ihm nicht gut getan, auch nicht poetisch erregend auf ihn eingewirkt; er sah gealtert, sorgenvoll

aus und sprach nur ungern von Amerika. Bis Herbst blieb er in Stuttgart, reiste dann über Gmunden nach Wien, wo er ehrend empfangen wurde und darüber an Karl Mayer schrieb:

„Ich habe ins Ausland müssen, um Wert und Bedeutung zu Hause zu bekommen; es geht mit Dichtern in Oesterreich wie in Bremen mit Zigarren: die in Bremen gefertigten werden ins Ausland geschickt, dort bekommen sie die ausländische Signatur und wandern dann wieder heim, und alles wundert sich über den charmanten Geruch, den sie jetzt haben, während sie früher keinem Teufel schmecken wollten."

Im Frühling 1834 ließ sich Lenau von dem berühmten Maler Karl Rahl in Wien für meinen Vater malen. Die Ankunft des herrlichen, so wohlgetroffenen, ideal aufgefaßten Oelbildes machte uns große Freude und bekam gleich den Ehrenplatz an der Wand, wo es jetzt noch als Schmuck des Kernerhauses prangt. Wie oft zeigte es mein Vater in späteren Jahren den Fremden und sagte: „Ja, ja, so sah mein armer Lenau aus in seinen glücklichen Tagen!"

Zu jener Zeit lernte Lenau auch die Schwester seines Freundes Kleyle, Sophie, die Frau des Dichters Max Löwental, kennen und fühlte sich von ihr sympathisch angezogen; bald war sein Herz in unauflösliche Bande geschlagen, gegen die er vergeblich anrüttelte. Die Macht ihres Geistes imponierte ihm, er stellte sie über George Sand; die frühere Liebe zu Lotte Gmelin, die spätere zu seiner Braut, erblaßten in ihrem Umgang und kamen im Briefwechsel mit ihr in Vergessenheit. Auch Stuttgart verlor an Anziehungskraft, worüber

seine schwäbischen Freunde oft klagten. Sein krankhafter Wandertrieb, die vielfachen Buchhändlergeschäfte mit Cotta trieben ihn zwar vielmals nach Stuttgart, aber war er dort, so quälte ihn eine innere Unruhe, fühlte er sich krank, unbehaglich und zog es ihn gewaltsam seinem Oesterreich zu, wo sie weilte. Mit dieser hoffnungslosen Liebe wuchs immer mehr der Zwiespalt seines Innern; er gab sich alle Mühe, dieselbe zu übertäuben, hatte einst den festen Entschluß, die berühmte Sängerin Karoline Unger zu heiraten, aber das Verhältnis zerschlug sich zum Glück für beide.

Im Mai 1840 schrieb Lenau von Stuttgart aus an Sophie Löwenthal: „Sobald ich wieder führbar bin," (er war krank gewesen), „soll es mein nächstes sein, den armen, unglücklichen Justinus Kerner zu besuchen. Er ist in größter Gefahr, starblind zu werden. Seine ohnedies geschwächten Augen wurden es durch das anhaltende, heftige Weinen um den verstorbenen Bruder noch mehr und in einem Grade, daß die Bildung eines grauen Stars bereits eingetreten ist und totales Erblinden bevorsteht. Schauerliche Ironie! Dafür daß Kerner niemals ein Genüge auf Erden fand und stets darüber weg mit geisterseherischem Auge in eine andere Welt hinaus trachtete, dafür, so scheint es, will die reale Sinnenwelt eifersüchtig und rächend sich seinen Blicken für immer entziehen. Der beiden Welten, Mensch, darfst du nur eine schauen! Diese Nachricht hat mich sehr erschreckt. Wenn ich mich des Spaziergangs erinnere, den ich mit Ihnen und Ihren lieben, fröhlichen Kindern an jenem herrlichen Frühlingsabend auf den Gartenberg bei Hietzing gemacht, und wenn ich dabei gedenke, wie

die Erde an mancher Stelle und zu mancher Stunde so schön ist, so erfüllt mich die Vorstellung, daß der gute, liebe Kerner blind werden soll, mit großer Traurigkeit."

Und er kam, bald mit Reinbecks, bald allein, nach Weinsberg und war da so lieb und herzlich und suchte meinen Vater zu trösten und zu erheitern, daß dieser einmal zu ihm sagte: „Ich wollte gerne blind sein, wenn ich nur immer Deine liebe Stimme hören könnte."

Oft aber klang diese Stimme auch wieder rauh und hart, und Lenau selbst bedurfte des Trostes, wenn er sich, geistig und körperlich krank, niedergeschlagen fühlte, bitter klagend über seine immer mehr zunehmende Melancholie und seine krankhafte Empfindlichkeit, unter der er selbst am meisten leide. Dann jammerte er, er habe ein verlorenes, verfehltes Leben, das sich ganz anders hätte gestalten können, wenn er nicht das Glück versäumt und in jüngeren Jahren ein liebes Weib geheiratet hätte.

Jahr um Jahr nahm die innere Unruhe, das geheime Angstgefühl bei ihm zu und trieb ihn rastlos von einem Ort zum andern. Kaum in Stuttgart, überfiel ihn Heimweh nach Wien, und in Wien verlangte es ihn wieder nach Stuttgart, dessen Luft hinwiederum Schuld an all seinem Leiden tragen sollte. So schreibt er im Mai 1844 an Sophie Löwenthal:

„Liebe Sophie! Beständiges Unwohlsein, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Mattigkeit, schlechte Verdauung, Rhabarber, Druckfehler und Aerger über den trägen Fortschlich meiner Geschäfte, das waren die Freuden meiner letzten Wochen. Emilie will es nicht gelten lassen,

daß die Stuttgarter Luft nichts als die Ausdünstung des Teufels sei, doch mir ist es zu auffallend, daß ich in Heidelberg frisch und gesund war und nun, kaum wieder nach Stuttgart gekommen, bresthaft und elend sein muß. Verdammtes Kloakental! Die Luft ist zwischen diesen fleißigen, abgeschwitzten Weinbergen so dumpf und matt, so verbraucht und beschmutzt, als wäre sie durch meilenlange Windungen von Eingeweiden hindurch gezogen, ehe man sie in Nase und Lungen bekommt. O, meine Nerven, mein unglückseliges Sonnengeflecht! Ich schnappe nach Gebirgsluft wie ein Spatz unter der Luftpumpe."

Um diese Stuttgarter Luft mit besserer zu vertauschen, reiste Lenau im Juni nach Baden-Baden. Dort schien sich seine Gesundheit bald zu bessern, und ein lichter Sonnenstrahl fiel in sein Leben, als er im Englischen Hof, wo er gewöhnlich speiste, zwei Damen erblickte, von denen die jüngere augenblicklich sein großes Interesse erregte.

„Wer sind die Damen?" fragte Lenau den Kellner.

„Eine Frau Behrends mit ihrer Nichte aus Frankfurt — und sehr reich!" berichtete der Kellner.

Lenau ließ sich seinen Platz bei Tische neben ihnen anweisen, und bald war er mit den Damen im eifrigen Gespräch. Die Nichte — sie hieß Marie und war die Tochter des verstorbenen Bürgermeisters Behrends in Frankfurt — gefiel ihm in ihrer Anmut und Bescheidenheit so sehr, daß er den festen Entschluß faßte, sie um ihre Hand zu bitten. Den anderen Morgen sandte er ihr seine Gedichte mit einer Widmung und war mehrere Tage bis zu ihrer Abreise ihr steter Begleiter.

Obgleich er wußte, daß sie ihn liebte, zögerte er doch mit der Erklärung: er wollte zuerst die Mutter und Verwandten in Frankfurt kennen lernen und reiste dorthin; die Verwandten, welche kaum etwas von ihm gelesen hatten, gefielen ihm weniger; die Mutter gab gerne ihr Jawort, gestand ihm aber offen, daß ihr Vermögen gering sei und sie ihrer Tochter nur wenig mitgeben könne. So beglückt er nun auch sich durch die Liebe seiner Braut fühlte und dies den Freunden gegenüber äußerte, so nahten doch jetzt immer mehr Stunden der Sorge und Reue, und die Zukunft, welche er sich so hell gedacht hatte, umdüsterte sich zusehends vor seinem ängstlichen Gemüt. An eine Geldheirat hatte er nicht gedacht, aber es doch als weitere Gunst vom Schicksal hingenommen, daß er durch seine Heirat allen Geldsorgen, die ihn oft sehr drückten, enthoben werde, fortan ein freies, poetisches Leben führen und auch die Seinigen unterstützen könne. Statt dessen trat jetzt die Prosa des Lebens doppelt an ihn heran. Sein Vermögen bestand nur aus etwa viertausend Gulden, dem bisherigen Erlös für die Auflagen seiner Gedichte, seines Faust, Savonarola, der Albigenser. Er reiste nun zu Cotta und beschwor diesen, ihm für sämtliche Auflagen seiner erschienenen und noch zu erwartenden Dichtungen eine feste Summe zu geben, wozu Cotta auch endlich seine Einwilligung gab. Der Vertrag lautete auf zwanzigtausend Gulden, in Terminen innerhalb fünf Jahren zu zahlen, und für jeden Band weiterer zu erwartenden Schriften zweitausendfünfhundert Gulden.

Nun glaubte sich Lenau auf einige Zeit der peku-

niären Sorge um die Zukunft enthoben und hätte sich seines Glückes voll und ganz freuen können, würde nicht eine andere schwere Sorge ihn gedrückt haben: Was wird Sophie Löwental zu seiner Heirat sagen? In seinem letzten Briefe aus Baden hatte er ihr geschrieben: „Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend bergab," und nun sollte er als glücklicher Bräutigam schreiben? Er fand nicht den Mut dazu und wollte lieber zu ihr reisen und mündlich alles sagen: aber die Kunde seiner Verlobung war in Wien schon durch die Zeitung bekannt, und als er bei Sophie eintrat, fragte sie ihn:

„Niembsch, ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen berichten?"

„Ja!" antwortete er; „doch wenn Sie es wünschen, verheirate ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber auch."

Weitere unliebsame Gedanken stürmten auf ihn ein; er war katholisch, seine Braut protestantisch. Eine Mischehe bereitete damals in Oesterreich große Schwierigkeit, er faßte darum den festen Entschluß, protestantisch zu werden.

Dann verdarb ihm sein Schwager Schurz die Freude an dem Kontrakt mit Cotta; er stellte ihm vor, daß dadurch für sein Alter schlecht gesorgt sei, Cotta müßte das Kapital wenigstens bis zur völligen Abzahlung verzinsen und so weiter.

Lenau entschloß sich nun, schnell wieder nach Stuttgart und zu Cotta zu reisen. Als er von Sophie Abschied nahm, sollen ihre letzten Worte gewesen sein:

„Mir ist, als sollte ich Sie nie wiedersehen! Eines

von uns muß wahnsinnig werden!“ Er aber sagte: „Ich bin der Ihre fest und ewig!“

Auf der Reise nach Stuttgart fühlte er sich maßlos traurig und krank, auch kam ihm immer mehr die Reue über den Vertrag; er schrieb unterwegs an Sophie:

„Mir ist, als sei ich unter den Pöbel geraten. Mein Genius, der bisher so frei gelebt, wird mißmutig und fragt mich, ob ich ihn als Knecht verdingen wolle?“

Cotta ging auf eine Aenderung des Vertrages nicht ein; unter marternden Gedanken über die Zukunft, unter qualvollen Seelenkämpfen verbrachte Lenau schlaflose Nächte, in denen seine Lebenskraft sich immer mehr erschöpfte, seine Nerven aufs äußerste überspannt wurden. Plötzlich, am neunundzwanzigsten September, während er bei Reinbecks am Frühstückstisch saß und in ungewöhnlicher Aufregung war, fühlte er ein Zucken im Gesicht, sprang an den Spiegel und sah, daß die eine Gesichtshälfte gelähmt, totenähnlich war, das Auge starr. „Mich hat ein Nervenschlag getroffen!“ rief er aus. Medizinalrat Schelling erklärte es für eine vorübergehende rheumatische Lähmung des Gesichtsnerven. Lenau aber war untröstlich, und auch nach teilweiser gehobener Lähmung setzte sich in ihm der Gedanke fest, er könne jetzt nicht heiraten, die Heirat sei jetzt jedenfalls hinauszuschieben, bis seine Gesundheit ganz wiederhergestellt und seine Vermögenslage eine gesicherte sei.

Immer leidenschaftlicher wurden seine Briefe an Sophie, seltener an seine Braut; er zeigte am Tage auffallende Unruhe und Gesprächigkeit, in den Nächten wechselten Sorgen um die Zukunft mit wilden Phan-

tasien, er betete, weinte, schrie, rannte im Zimmer auf und ab, hielt sich als Verbrecher verfolgt.

„Es ist ein Traum!“ sagte Reinbeck, als er um Mitternacht in Todesangst vor dessen Bett trat.

„Aber wenn es Wahnsinn wäre!“ schrie Lenau, und ja, er hatte recht, es war der Wahnsinn, der ihn auf Nimmerwiederlassen umkrallt hatte. Der schwache, todmüde Körper konnte dem wilden Anprall der dunklen Gedanken nimmer widerstehen, über der armen, gehetzten Seele schlugen die Wogen des Irrsinns zusammen. Hin und wieder zeigten sich noch lichte Spuren, aber es war nur ein irres Flackern.

„Lenau wahnsinnig!“ Diese schreckliche Kunde erschütterte seine schwäbischen Freunde, besonders meinen Vater, doch sie kam nicht unerwartet. Sein zeitweise seltsames Tun und Reden, seine plötzlich auftretenden Launen, mit denen er oft seine besten Freunde beleidigte, ihnen empfindlich wehe tat, so daß selbst Gustav Schwab in seiner Milde einst sagen mußte: „Lenau zieht durch das Leben seiner Freunde einen schwarzen Faden,“ hatten sich nur durch sein äußerst zerrüttetes Nervensystem erklären lassen, und es war vorauszusehen, daß nur noch wenig dazu gehörte, eine Katastrophe herbeizuführen.

Weil er sich hatte erwürgen wollen, zum Fenster hinaussprang, mußte man ihm Wächter bestellen, ihm die Zwangsjacke anlegen. Seine Braut, die, ohne von dem eingetretenen Zustand zu wissen, mit ihrer Mutter kam, ihn zu besuchen, durfte nicht zu ihm und kehrte trostlos nach Frankfurt zurück, nachdem sie auf dem Heimweg meinen Vater besucht hatte.

Am 22. Oktober 1844 wurde Lenau in die Irrenanstalt nach Winnental gebracht. Dort hatte er Stunden und Tage, in denen man seine Besserung wieder erhoffen konnte, wo er Violine spielte und ruhig über seinen traumhaften Zustand sprach, an anderen Tagen schrie er und tobte, man mußte ihm das Zwangshemd anlegen, wobei er einmal zurechtweisend sagte: „Ich bin kein deliriſcher, sondern ein lyriſcher Dichter!“

Als sein Schwager ankam, sprach er mit demselben bald verworren, bald wieder klar und las mit Interesse mitgebrachte Briefe. Der Besuch meines Vaters freute ihn herzlich. Lenau sagte zu ihm: „Gelt, daß ich hier bin? Nun werde ich Dir doppelt interessant sein!“ Er diktierte ihm sein neuestes und letztes Gedicht, das er auf der Reise von Wien nach Stuttgart noch gemacht hatte; „'s ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte,“ dann kam er allmählich in Aufregnng, erzählte von der Schlacht von Aspern, die er in der vergangenen Nacht mitgemacht habe; es sei eine Wonne ohnegleichen, so eine Schlacht, aber doch wäre er ihrer gerne wieder los und ledig.

„Du verlorst dich eben im Traumring,“ sagte mein Vater, „aber ich weiß gewiß, Dein klarer, starker Verstand zerreißt diesen Traumring, und es wird wieder alles gesund in Dir.“

„Ja,“ sagte Lenau, „der Trauring ist auch zerrissen.“

Obgleich dieser Tag einer der klarsten und ruhigsten seit lange war, so hielt mein Vater schon damals Lenau für unheilbar, äußerte das gegen seine Freunde in Stuttgart und meinte, das Beste wäre, Lenau in sein Vaterland zu senden.

Viele Freunde, Anastasius Grün, Bauernfeld, Frankl, Karl Mayer, Gustav Schwab, Uhland, besuchten ihn im Laufe des Jahres 1845. Einige erkannte er, andere gar nicht, alle aber schieden aufs schmerzlichste bewegt, und immer geringer wurde der Glaube an eine Besserung. Nachdem Lenau dritthalb Jahre in Winnental gewesen, wurde er in die Privatirrenanstalt des Dr. Görgen in Oberdöbling bei Wien gebracht. Dort nahte sich ihm, der unaufhaltsam in immer tiefere Geistesnacht versunken war, am 22. August 1850 erbarmend der Tod, und das arme, müde Herz durfte endlich stille stehen. — Auf dem Kirchhof von Weidling bei Wien wurde er, einem früheren Wunsche gemäß, begraben. Eine Granitpyramide mit der bronzenen Basreliefbüste Lenaus und der einfachen Inschrift „Lenau" bezeichnet das Grab des unglücklichen Dichters.

Tod des Geheimrats Kerner.

Meines Vaters Erblindung.

Es war im Jahre 1840, da starb meines Vaters Bruder Karl, der frühere General. 1819 wurde Karl Kerner von König Wilhelm zum Mitglied des württembergischen Geheimen Rates ernannt und mit der Leitung des Ministeriums des Innern betraut.

Der General wollte das ihm übertragene Amt zuerst nicht annehmen, weil er die Formen nicht verstehe; der König aber erwiderte ihm hierauf: „Eben deswegen will ich, daß Sie es übernehmen."

Er verwaltete dasselbe in durchaus freisinnigem Geiste, denn er war ein abgesagter Feind von allem Zopfregiment, von der deutschen Erbsünde der Vielschreiberei, dem Vielregieren und dem Vielregiertwerden. Er sorgte daher besonders für möglichste Selbständigkeit der Gemeinden, in welchen er das Institut der Bürgerdeputationen einführte, und die Preßfreiheit hatte an ihm den entschiedensten Fürsprecher. — Ein solcher Zustand konnte jedoch schon wegen des hohen Bundestages nicht lange dauern. Karl Kerner wurde durch die feudale Partei aus dem Amte verdrängt und trat in seine frühere Laufbahn, die Verwaltung des Berg- und Hüttenwesens zurück, wo er sich als Präsident des Bergrats und Gründer des Eisenwerks Wasseralfingen große Verdienste erworben hat.

Wohl selten haben sich zwei Brüder trotz der verschiedensten Lebensstellung so sympathisch geliebt und innig verstanden wie mein Vater und sein Bruder Karl. Viele Jahre hindurch hatten sie sich fast jeden Tag geschrieben und ihre Ideen ausgetauscht.

„In ein Herz zusammen fast
Wuchsen wir in langen Jahren;
Freudig trug ich jede Last,
Wußt' ich nur, daß du's erfahren."

sagt mein Vater in seiner Totenklage um ihn, denn gar oft hatte mein sensitiver, weichherziger Vater in den Besuchen und Briefen seines lebensverständigen, kampfgewohnten Bruders Trost und Beruhigung gefunden. Namentlich als Justinus' weiches Gemüt nach der Herausgabe seines Buches: „Die Seherin von Prevorst" unter den Anfeindungen und Angriffen sogar früherer

Freunde schmerzlich erbebte, war es sein Bruder, der ihm nicht selten bald mit Sanftmut, bald mit soldatischer Derbheit seinen Kleinmut vorwarf und den Wankenden auf die Füße stellte, obgleich sich dieser mit dem ihm eigenen Humor oft auch selbst über diese Nadelstiche zu trösten wußte. Bekannt ist in dieser Hinsicht sein Gedicht „an einen Freund“:

„Nanntest eine Leidensblume mich in deiner Liebe, Freund,
Fühle nichts von solcher Blume, doch du hast es gut gemeint,
Aber immer wird mir's klarer, daß ich eine Distel bin,
Eine Distel, üppig blühend, ästevoll und saftiggrün.
Was den Glauben mir gegeben, ist, ich sag' dir's traulich still,
Das, daß eine Herde Esel immerdar mich fressen will.“

Auch spricht hiefür folgende kleine Anekdote:

Es war auf der Naturforscher-Versammlung in Heidelberg, bald nach dem Erscheinen der „Seherin von Prevorst“, da bewillkommte mein Vater einen früheren Studiengenossen, den renommierten Arzt St. aus Frankfurt mit herzlichem Grüßgott.

„Ich bin in der Tat beschämt,“ sagte dieser, „daß Sie so freundlich gegen mich sind, trotzdem, daß ich jüngst eine so scharfe Broschüre gegen Sie geschrieben.“

„Ach, lieber St.,“ sagte mein Vater, ihm gutmütig auf die Schulter klopfend, „solche Dummheiten lese ich nie.“

Doch wir kehren zu Ernsterem zurück. An eines „Palmsonntags heiligem Morgenrot“ (den 12. April 1840) starb meines Vaters Bruder Karl. Die letzten Worte, die er den Seinigen zurief, waren: „Wenn Gott kommandiert, muß der Mensch folgen!“ — Schon wenige Tage nach seinem Tode empfand mein Vater

eine auffallende Trübung seiner Sehkraft, er schrieb dieselbe den vielen schlaflosen Nächten und Tränen um den hingeschiedenen Bruder zu —

„Sieh, es ist mir jetzt,
Seit du dich von mir gerissen,
Wie dem Kinde, ausgesetzt,
Elternlos in Finsternissen."

Eine nähere Untersuchung durch Obermedizinalrat Schelling ergab einen auf beiden Augen beginnenden grauen Star. Mein Vater fühlte sich durch diesen Ausspruch aufs schmerzlichste betroffen. Er, der so gern frisch in die Natur hinausschaute, Aug' in Auge mit den Menschen verkehrte, sich angestrengt literarischen Arbeiten unterzog, sollte der Blindheit entgegengehen!

Nur langsam entwickelte sich das Leiden und zu einer vollständigen Erblindung kam es nicht, auch im letzten Lebensjahre konnte er Tag und Nacht unterscheiden, aber wie schmerzlich war es uns oft, wenn er an Winterabenden sagte: „Zündet doch ein Licht an!" und dasselbe längst schon brannte. Wie schwer er an diesem Leiden trug und welchen melancholischen Einfluß es auf ihn übte, zeigt ein Brief an mich: „Du glaubst nicht, wie traurig es ist, blind zu sein! Ich mag nicht mehr in meine Gärten gehen, dort freuten mich sonst die Blumen und Bäume, jetzt sehe ich sie nicht mehr, auch an den hellsten Tagen nur schattenartig, grau in grau, wie durch einen Nebel. Vom Turme aus sah ich sonst die Weibertreu, die Löwensteiner Berge, das Grab der Seherin, jetzt liegt nur noch eine schwarze Masse vor mir! Und wie traurig stimmt diese ewige Nacht die Seele! Nur Dein Brief jeden Morgen ist mir noch

ein Lichtstrahl.“ (Ich schrieb meinem Vater von 1853 bis 1862 jeden Tag, weil er es so haben wollte und jeden Morgen sehnlichst auf die Stunde harrte, wo Zeitungen und Briefe kamen, die ihm dann vorgelesen wurden.)

Justinus Kerner
im Jahr 1854

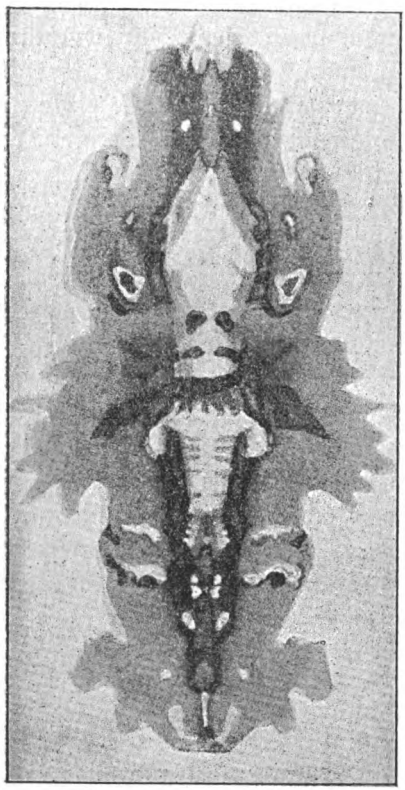
„Auch der fröhlichste Mensch empfindet den Druck der Nacht, fühlt sich oft von Sorgen belastet, die er beim Erscheinen des Morgenrots weglächelt, aber ich lebe mit zerrüttetem Körper in fortwährender angstvoller Dämmerung, darum meine schwarzen Gedanken, gegen die kein Trostwort hilft —.“

Doch, obgleich mein Vater in einem anderen Briefe klagt: „Auch meine Phantasie, nicht mehr erfrischt durch farbige Bilder, fängt an, auszubleiben!“, so hat ihm doch diese Phantasie manche trübe Stunde während der Erblindung erheitert, und nicht einen geringen Anteil daran hatte seine von ihm scherzweise mit dem hochtönenden Namen Kleckſographie benannte Erfindung.

Kleckſographie.

Wie schon früher niemand besser als mein Vater aus den Wolkenbildern allerlei phantastische Gestalten herauszufinden wußte, so suchte sein Auge, bei fortschreitender Erblindung einzig auf das Nächstliegende beschränkt, aus Tintenflecken, die oft unfreiwillig beim

Briefſchreiben ſich einſtellten, Geſichter und Bilder zu erforſchen, und bald fand er, daß aus friſchen Tintenflecken, unter dem Druck des zuſammengefalteten Papiers harmoniſch verdoppelt, ſich die ſeltſamſten Phantaſiebilder herausfinden laſſen, zu deren Vervollkommnung es manchmal nur weniger Punkte und Striche bedarf, um ſelbſt einen kühleren Beſchauer in Erſtaunen zu ſetzen. Bemerkenswert war ihm dabei, daß dieſe Gebilde ſehr oft den Typus längſt vergangener Zeiten aus der Kindheit alter Völker tragen, wie zum Beiſpiel: Götzenbilder, Urne, Mumien vorſtellen, bald wieder das Menſchen- und Tierbild in den verſchiedenſten Geſtalten repräſentieren. Manchen dieſer kleckſographiſchen Bilder fügte er eine poetiſche Erläuterung bei; das Intereſſanteſte dieſer Art iſt ſein von ihm noch im Jahre 1857 eigenhändig geſchriebenes und mit Kleckſo-



graphien der originellsten Weise geziertes, sogenanntes Hadesbuch, wo er den aus der Tinte sich entwickelnden, traumartig dämonischen Schatten mit unübertrefflichem Humor eine Stelle im Hades anwies und aus ihrem Aussehen diagnostizierte, welche Rolle sie wohl früher im Leben gespielt. Zum Beispiel unter eine solche aus Tintenkleckſen entstandene Schreckgestalt schrieb er:

Dies Gespenst ist fürchterlich!
Mitternachts erhebt es sich
Aus des Herrn Baronen Gruft,
Dann wenns einen Bauern sieht,
Stürzt es auf ihn aus der Luft.
Hängt sich an sein Herz und zieht
Alles Blut aus solchem schier,
Dies Gespenst heißt man Vampyr.
Ob das der Baron einst war,
Will und kann ich glauben nicht,
Das wär' gar zu arg fürwahr!
Fragt man, leis der Bauer spricht:
„'s war des Herrn Barons sein alter
Gilteintreiber und Verwalter."

Nicht selten entstanden auch wundersame Menschengesichter, denen er Namen aus der Geschichte oder von Freunden gab; ein recht materiell aussehendes, dickköpfiges, grobnasiges Gesicht bekam die Unterschrift:

So ist des Menschen Angesicht,
Sieht es ein Engel aus seinem Licht.

Am häufigsten bildeten die zusammengedrückten Tintenkleckse auf dem Papier Schmetterlinge, dunkle Nachtfalter. Unter solche schrieb er:

Aus Tintenflecken ganz gering
Entstand der schöne Schmetterling,
Zu solcher Wandlung ich empfehle
Gott meine fleckenreiche Seele.

Leider nahm die Trübung des Augenlichts in seinen letzten Lebensjahren so zu, daß er auch der kleckſographiſchen Unterhaltung entſagen mußte.

Der Dichterſtuhl.

Auf der Plattform unſeres Turmes ſtand ein großer, breiter Armſeſſel, aus ungeſchälten, eichenen Prügeln zuſammengeſetzt. Ludwig Tieck und Friedrich Matthiſſon waren bald nacheinander in Weinsberg geweſen und jeder ſaß längere Zeit in dieſem Stuhle, er war ſehr bequem und ſtand an einer Stelle, von der aus man die ſchönſte Ausſicht auf die nahen und fernen Berge des Weinsberger Tales hatte. Zum Andenken an dieſe zwei berühmten Gäſte, deren Beſuch meinen Vater unendlich gefreut hatte, ſchnitt ich in die eine Armlehne des Eichenſtuhls: „L. Tieck“, in die andere: „Matthiſſon“. Der Stuhl ward jetzt als geweihter Dichterſitz allgemein hochgeachtet, und es eröffnete ſich für ihn eine glänzende Laufbahn. Alle Dichter, die den Turm beſtiegen und hörten, welche Bewandtnis es mit dem Stuhl habe, meinten jetzt, ſie müſſen auch, und ſei es nur einige Minuten, darin geſeſſen haben. So wurde der früher gar anſpruchsloſe Naturholzſitz durch die verſchiedenen Dichterhoſen nach und nach ganz vornehm poliert. Einſt kam mein Vater mit einem weit hergereiſten Kandidaten der Theologie auf den Turm.

Kaum war dieſer des Stuhls mit den eingeſchnittenen Namen gewahr und von dem Werte des Möbels unter-

richtet, so setzte er sich breit hinein und teilte meinem Vater mit, er sei nämlich auch ein Dichter. Mein Vater drückte seine Freude darüber aus, obgleich es ihn eigentlich weder freute, noch schmerzte, sondern ziemlich gleichgültig ließ. Aber nicht gleichgültig war es ihm, als der Kandidat als Certifikat seines Dichterberufs ein dickes Heft hervorzog und sagte: „Sie erlauben vielleicht, daß ich Ihnen einige meiner neuen Dichtungen vorlese?“ Und er las und las mit immer steigenderem Interesse seinerseits und sichtlichem Wohlgefallen, als käme ihm jetzt erst die Schönheit seiner Gedichte so recht zum Bewußtsein, eine halbe Stunde lang; endlich war er fertig und fragte: „Nun, wie gefallen Ihnen meine Gedichte?“

„O, mir gefallen sie gut, außerordentlich gut,“ sagte mein Vater, „aber während Sie lasen, mußte ich immer nur den Tieckstuhl betrachten, in dem Sie saßen; der machte ganz kuriose Gesten, das eine Mal schüttelte er sich, dann kratzte er sich wieder mit dem Fuß hinter der Stuhllehne, und bei einigen Stellen Ihrer Gedichte schlug er sogar mit beiden Hinterfüßen hinaus und machte einen Satz — es war merkwürdig anzusehen.“

Dem Dichter schien diese Vision des Geisterssehers nicht sonderlich zu gefallen, und er empfahl sich ziemlich verstimmt.

Entdeckter Kindsmord.

Eines Tages wurde in Cannstatt eine Schachtel aus dem Neckar gefischt, darin lag ein totes, neugeborenes Kind in einem Brief eingewickelt. Durch das Wasser

waren alle Worte im Brief gründlich verwischt, nur drei Worte waren darin zu lesen: Rickele, Schilli, Strohsessel.

Mein Vater hatte in Stuttgart eine liebe, treue Freundin, Tochter des Geheimrats H., mit der er seit vielen Jahren in reger Korrespondenz war. Sie hieß mit dem Vornamen Julie, der von den Ihrigen französisch ausgesprochen wurde. Mein Vater, der diesem Französieren abhold war, nannte sie brieflich und in der Rede scherzhaft immer: Schilli. So hatte er auch in einem Briefe an seinen Bruder, den Geheimrat Kerner, von Strohsesseln geschrieben, die sein Rickele bei der Schilli bestellt habe, und deren schleunige Besorgung er ihm anempfahl. Wie erschrak nun mein Vater, als er in einer amtlichen Anzeige des Oberamtsgerichts Cannstatt den Fund der Schachtel mit dem toten Kinde ausführlich berichtet las und auch den Brief mit den noch lesbaren Namen erwähnt fand. Er schrieb sogleich an das Gericht, der Brief, in welchem das Kind eingewickelt gewesen, sei wahrscheinlich ein Brief von ihm an seinen Bruder und schon vor mehreren Wochen geschrieben, wie aber der Brief zu dem Kinde gekommen, sei ihm unerklärlich. Zu gleicher Zeit kam auch ein Gerichtsherr, ein eng befreundeter Freund der Famile H., zu derselben! Er hatte den verwaschenen Brief beaugenscheinigt und erkannt, daß er von meinem Vater geschrieben war, und bereitete Schilli darauf vor, daß einem kurzen Verhör nicht wohl auszuweichen sei.

Es lenkte sich nun der Verdacht auf die Wohnung meines Onkels Geheimrat. Dieser, im zweiten Stock wohnend, war mit Familie und Dienerschaft schon seit

Wochen auf seinem Gute Schnaitberg, im ersten Stock wohnte ein General S. Ein Dienstmädchen desselben erschien verdächtig und bald gestand sie die Untat ein. Den Brief meines Vaters hatte sie in einem verlassenen Lokal des zweiten Stockes einem Haufen alter Papiere, die dort lagen, entnommen.

Etwas von Mohren.

Einst schrieb meinem Vater, als er in Baden-Baden war, Graf Wilhelm von Württemberg, er komme in den nächsten Tagen auch dahin.

Den anderen Tag begegnete mein Vater auf der Lichtentaler Allee einem Mohren und glaubte, es sei der Mohr Graf Wilhelms, den dieser meist auf seinen Reisen mithatte.

Er wollte den Mohren fragen, ob Graf Wilhelm angekommen, und rief, da derselbe ein gut Stück voraus war: „Herr Mohr! Sie, Herr Mohr!“ Der Mohr blieb verwundert stehen und zu seinem Schrecken sah mein Vater, daß dies nicht der Mohr von Graf Wilhelm, sondern ein eleganter Herr Mohr aus St. Domingo war. Mein Vater zog den Hut: „Verzeihen Sie, aber Sie sehen einem Freund von mir auffallend ähnlich!“ Ob wohl der Mohr darüber nachgedacht hat, worin eigentlich die Aehnlichkeit bestehe?

Ein anderer Mohr, der Mohr des Herzogs Paul von Württemberg, machte einst einen Patienten meines Vaters auf bedenkliche Art recidiv. In Weinsberg war

ein Wirt, der an starker Melancholie, Verfolgungswahn und Herzbeängstigungen litt. Unglücklicherweise übernachtete auf einer Reise von Mergentheim nach Stuttgart obiger Mohr in seinem Gasthof, er reiste zwar früh morgens wieder ab, aber der Wirt ließ nicht nach, zu jammern: „Ein Mohr, ein Mohr! Jetzt kommen auch noch Mohren zu mir! O, ich unglückseliger Mensch!"

Die Magd, um ihn zu trösten, sagte: „Seien Sie ruhig, Herr, ich habe das Bett untersucht, er hat nicht abgefärbt!"

Aber der Wirt klagte in einem fort, so daß mein Vater wochenlang an ihm zu trösten und zu kurieren hatte.

Etwas von Schiller.

Einst kaufte sich mein Vater in der Nähe der Stiftskirche in Stuttgart einen neuen Hut. Als wir darauf am Schillermonument vorbeikamen, sah ich ihn plötzlich ein tiefes Kompliment machen.

„Wen hast Du da gegrüßt?" fragte ich.

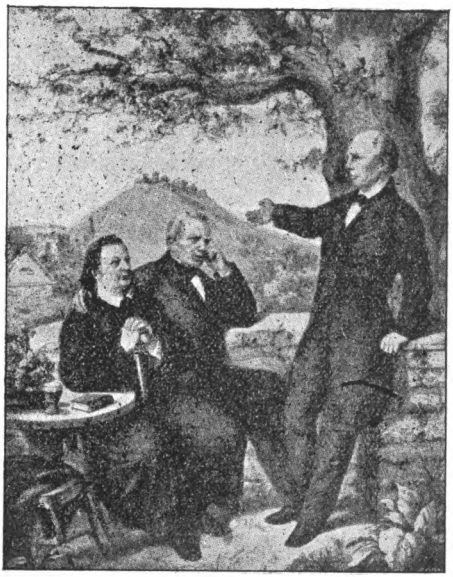
„Den Schiller," sagte er. „Der erste Gruß mit meinem neuen Hut muß auch einem rechten Mann gelten."

*

Seltsam dachte über Schiller eine hochgestellte Dame, welche gegen meinen Vater äußerte: „Ich begreife nicht, wie man dem Schiller zwischen dem Schloß und der Stiftskirche in Stuttgart ein Monument setzen konnte, er war eben doch auch so eine Art von Freischärler."

Ein Dichterkleeblatt.

Es war ein Sommertagmorgen und die Sonne war heute beſonders ſchön über Weinsberg aufgegangen, oder erſchien es nur dem Kerner-Hauſe ſo? In hellem Glanze lag es da und ſchaute aus ſeinen Fenſtern ſo vergnügt in die Welt hinein, als ſei ihm ein beſonderes Glück widerfahren; man ſah ihm recht die innere Freude an. Auf den dunklen Blättern des Epheus und den Weinranken, welche das Haus umſchlangen, hüpften die kleinen runden Sonnenlichter; die Amſeln und Finken ſangen von den Baumzweigen und im Geſträuch bald Solo, bald im Chor luſtige Weiſen von Liebe und Wandern, und die Sperlinge, die Stromer der Landſtraße, ließen keck ihre Handwerksburſchenlieder ertönen; ſie konnten's nicht gar ſchön, aber ſie taten ihr Möglichſtes, ſich geltend zu machen. Es war ein allgemeines Singen ringsherum, als wäre an die Vogelwelt



der Ruf ergangen: „Singe, wem Gesang gegeben!“ Nur der zahme Storch, der enttronte Fürst der Lüfte, jetzt, wie einst König Dionys, ein Schulfuchs und Kritikus geworden, schritt mit steifen Schritten durch den Garten und hackte mit seinem spitzen Schnabel nach den Schmetterlingen, Fliegen, Käfern und Brummlern, die um die Blüten flogen oder, selig träumend, im Blumenkelche lagen — das romantisch-lyrische Geschmeiß konnte er nicht leiden!

Was aber war geschehen, daß Haus und Garten und Vögel und Blumen, alles so fröhlich und voll Leben war und nur der Storch, der Pedant der alten Schule, seine üble Laune nicht verbergen konnte?

In später Nacht, auf der Heimkehr von einer größeren Reise, war Ludwig Uhland gestern in unserem Hause eingetroffen, und im Gartenhaus drüben wohnten seine alten Freunde, Karl Mayer und Gustav Schwab. Sie hatten gewußt, daß Uhland komme, und wollten ihn überraschen und mit ihm und meinem Vater einen glücklichen Tag verleben. Jetzt durcheilte dieser, von seinen Krankenbesuchen, die er heute früher als sonst gemacht hatte, heimkehrend, hastig den Hausgarten und rief meiner Mutter, die auf der Veranda oben mit Salatputzen beschäftigt war, zu: „Sind die Gäste schon auf?“ — „Ich habe noch nichts von ihnen gehört,“ antwortete sie.

„Uhland! Ludwig! Florens!“ ließ nun mein Vater abwechselnd unter dem Balkone zum Sargzimmer seine Rufe erschallen, bis die Glastüre sich öffnete und Uhland herabrief: „Guten Morgen! Ich komme sogleich!“

„Wohin soll ich das Frühstück bringen lassen?“ fragte meine Mutter, „in das Altanzimmer oder in den Garten?“

„Ei, in den Garten! Aber wo bleiben die anderen?

Schnell, Theobald," sagte er, „geh ins Gartenhaus und hole Schwab und Mayer!"

Mayer war schon mit Tagesanbruch ausgeflogen, dem nahen Walde zu. Schwab saß am Tische und schrieb seiner Frau, aber in kurzem waren die Freunde alle beim Frühstück in der Gartenlaube versammelt und seelenvergnügt; auch Uhland, aus seiner gewohnten Schweigsamkeit herausgetreten, zeigte sich voll guter Laune. Die Sonne hatte sein Gesicht auffallend gebräunt und gerötet; dazu hatte er eine sonderbare, an ihm sonst nicht gewohnte Mütze auf: sie war hoch, oben gerundet, von schwarzem und weißem Roßhaar gefertigt und hatte einen großen Schild. Uhland hatte sie unterwegs gekauft zum Schutze gegen die Sonne und wegen ihrer Leichtigkeit und stimmte jetzt selbst in den Scherz der Freunde über dieselbe ein.

„Es ist eine Jockeymütze, aus den Schwänzen preisgekrönter Renner verfertigt," sagte der eine.

„Es ist eine Tarnkappe!" meinte der andere.

„Sie hat auch etwas vom Helm des Achilles," scherzte der dritte.

„Jedenfalls hat sie etwas sehr Vornehmes und mir gute Dienste geleistet, doch nach Stuttgart nehme ich sie nicht mit; ich lasse sie hier zum ewigen Andenken," sagte Uhland. „Ich reiste," erzählte er weiter, „nach Heidelberg in Gesellschaft mit einem jungen, äußerst lebendigen Herrn, der mich und die anderen Mitreisenden durch seine originellen Einfälle und Erzählungen aufs beste unterhielt. Unter anderem behauptete er auch, er sehe jedem am Gesicht und an der Gestalt an, was er sei. Nachdem er die Lebensstellung der anderen richtig erraten hatte, fragte ich: ‚Und was bin ich?' Da betrachtete

er mich lange und sagte: ‚Sie? Sie sind ein ehrsamer Handwerksmann, wahrscheinlich ein Uhrmacher.‘ Ich ließ ihn natürlich in dem Glauben. — In Albums mußte ich unterwegs zu meinem Jammer auch oft schreiben. Ein Backfisch sagte bei dieser Gelegenheit zu mir: ‚Ich habe meiner Mutter gar nicht glauben wollen, daß Sie der Uhland sind.‘ Und mehrere Ständchen von Liedertafeln habe ich auch aushalten müssen.“

„Vor einigen Wochen,“ sagte mein Vater, „hatte ich eine ganz eigene Ueberraschung. Da hielt ein Liederkranz vor meinem Hause; der Vorstand kommt herauf und sagt: ‚Sind Sie der Dichter Justinus Kerner?‘ — ‚Ja!‘ entgegnete ich so bescheiden wie möglich. ‚Wir sind ein Liederkranz aus dem Bayrischen in der Gegend von Würzburg; ich habe meine Ferien benützt, um mit meinem Liederkranz eine Reise ins Württembergische zu machen, das schöne Schwaben zu besuchen; wir kommen von Mergentheim, Schönthal und Neuenstadt an der Linde, und jetzt haben wir die Weibertreu besucht und wollen hier nicht vorüber, ohne Ihnen ein Ständchen zu bringen, eines Ihrer schönsten Lieder vor Ihrem Hause zu singen.‘ — ‚Es wird mir eine große Freude sein,‘ sagte ich und stellte mich ans offene Fenster. Der Vorstand verabschiedete sich, ging hinab und, nachdem die Sänger um ihn einen Kreis geschlossen, räusperte er sich, erhob den Arm, und sie sangen — Lützows wilde Jagd: ‚Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?‘ Ich verbeugte mich und rief: ‚Ich danke Ihnen von Herzen, meine lieben Herren,‘ und sie brachten mir ein Hoch und zogen stolz von dannen.“

„Ei, wie schlecht! Das hätte ich nicht von Dir

geglaubt!“ sagte Uhland. „Also mit fremden Federn ließest Du Dich schmücken und hast trotz Deiner angerühmten Bescheidenheit kein Wörtlein dagegen gesagt!“ scherzte Uhland. „Da wäre ich doch viel ehrlicher gewesen; übrigens können einen auch die eigenen Federn oft zu viel werden. So ist neben meinem Hause in Tübingen die Eifertei, ein Wirtslokal, in welchem die Burschenschaft ihren Stammsitz hat. Oft mitten in der Nacht, wenn ich ins Lesen vertieft bin oder gerade einschlafen will, singen sie mit lauter Stimme mein Lied, das jetzt im Kommersbuch steht; ‚Wenn heut ein Geist herniederstiege‘, und schenken mir keinen Vers; ich muß unwillkürlich zuhören und denke häufig: Wenn ich gewußt hätte, daß mein Lied so lang und so breit gesungen wird, hätte ich es lieber um ein paar Verse kürzer gemacht!“

Alle lachten herzlich, besonders Uhland, was wiederum die anderen innig freute, da er selten so heiter und gesprächig war.

Jetzt sprachen sie auch von ihren Studienjahren, wo Kerner mit seinen Schlangen, Molchen und Eidechsen im „Neuen Bau“ *) wohnte und abends so grausige Gespenstergeschichten erzählte, von dem „Sonntagsblatt“, dessen Chefredakteur Karl Mayer war.

„Mit welchem Eifer haben wir daran gearbeitet!“ sagte Karl Mayer.

„Und wir haben uns an Deinen Illustrationen ergötzt!“ sagte mein Vater; nur schade, daß diese Sonntagsblätter nicht alle mehr beisammen sind! Die, welche ich noch habe, bewahre ich als treues Vermächtnis der Jugendzeit, aber es sind mir viele abhanden gekommen.“

*) Haus von Stipendiaten.

„Und ich habe auch nur wenige meiner Illustrationen noch," sagte Karl Mayer. „In den Sonntagsblättern, lieber Uhland, kam auch Dein Gedicht: ‚Ich bin der Knab' vom Berge', und das von König Ulfar unter Deinem Namen Florens; es gefiel mir damals so, daß ich es auswendig lernte und es noch weiß:

‚Ulfar saß, der greise König,
Auf der Väter altem Trone,
Gleich der halbversunk'nen Sonne
Glänzte seine goldne Krone,
Ueber seine Schultern wallte
Lang der rote Königsmantel
Wie ein dunkles Abendrot.

‚Und an seines Trones Stufen
Stunden seine edlen Söhne,
Blühend in der Jugend Schöne,
Stunden seine treuen Helden,
Sahen auf mit stillem Staunen
Zu des Königs ernsten Augen,
Lauschten, was sein Mund gebot:

‚Kinder, meine teuren Kinder,
Wie ich hier in eurer Mitte
Beider Hände liebend fasse,
Also, wenn ich längst gestorben,
Soll mein Geist in eurer Mitte
Treu und liebend ewig walten
Und in einem engen Bunde
Euch und eure Völker halten.

‚Lebt nun wohl, ihr Treuen alle,
Lebe wohl mein gutes Reich!
Segnend breitet euer Vater
Seine Hände über euch.'
Tiefes Schweigen in den Hallen,
Große Wehmut über allen.'

Weiter sprachen sie von „Schildeis“, „Eginhard“, der „Unbewohnten Insel“, den „Bärenrittern“.

Diese waren eine flüchtige Jugendarbeit von Uhland und Kerner, welchen das Zusammendichten viele Freude machte. Das Singspiel war von Fritz Knapp recht nett in Musik gesetzt. Die Arie:

„Wenn die Trommeln wirbeln,
Dann flutet das Heer
Mit brausenden Wogen,
Ein brandendes Meer.
Die Fahnen, sie wallen
Wie Segel daher,“

ist von Kölle.

„Ach, es war eine schöne Zeit!“ rief Uhland aus, „und die jetzige Generation, wo jeder den anderen beißt und überschreien will, kann kaum begreifen, wie wir oft neidlos Gedichte gegeneinander austauschten. — ‚Das paßt mehr für Dich, das kannst Du besser ausarbeiten als ich,‘ sagtest Du, lieber Kerner.“

„Und andere gabst Du mir,“ entgegnete dieser! „zum Beispiel mein ‚Graf Olbertus‘ ist fast ganz Dein Werk.“

„Aber die meisten sind Euch ureigentümlich,“ sagte Schwab. „‚Wenn heut ein Geist herniederstiege‘ hat nur Uhland dichten können, und mein Lieblingslied: ‚An das Trinkglas eines verstorbenen Freundes‘ kann nur von Kerner sein.“

Nun kam die Rede auf Varnhagen, als er in Tübingen war. Mein Vater zeigte einen eben erst von ihm erhaltenen Brief vor.

„Es ist merkwürdig,“ sagte er, wie schön und zierlich Varnhagen schreibt und meist auf feinem, farbigem Postpapier; ebenso gewandt ist er im Ausschneiden

von Blumen, Tieren, Landschaften, Arabesken und Buchzeichen; er trägt immer sein feines englisches Scherchen und schwarzes und rotes Papier bei sich. Wenn man ihm beim Ausschneiden zusieht, glaubt man, er arbeite mit dem Instinkt einer Spinne, und dieselbe Fertigkeit erbte auch seine Schwester Rosa Maria. Auch in der Kleidung ist er immer sehr fein und elegant; selbst auf der Reise und wenn er mich hier besucht, trägt er seine Orden; aber ich glaube, es geschieht nicht aus Eitelkeit und weil es Orden sind, sondern er hat Freude am Glänzenden wie eine Dohle."

O weh! Damit war ein böses Kapitel angeschlagen. Eine Wolke schien den leuchtenden Morgen verdunkeln zu wollen. Uhland sprach eifrig und mit herben Worten gegen die Ordenssucht, das Lächerliche, Verderbliche derselben. Karl Mayer sekundierte ihm standhaft, Schwab und mein Vater brachten Milderungsgründe vor.

„Man braucht ja," sagte letzterer, „einen Orden nicht zu tragen, ihn nicht bei jeder Gelegenheit ostensiv zu zeigen, oder gar auf ihn stolz zu sein, sich durch ihn in seinen Grundsätzen beirren zu lassen; das finde ich auch schwach und lächerlich, aber andererseits muß man auch bedenken: ein Fürst ist übel daran; wenn er jemand hochschätzt und ihn darum vor anderen auszeichnen oder ihm eine Freude machen will, was soll er tun? Soll er Geld geben oder ein Dutzend silberne Löffel oder eine unnütze Dose? Da ist es doch das Wohlfeilste und nach seinen Begriffen auch Dezenteste, er gibt ihm einen Orden. Warum dann einem Fürsten wehtun und ihm den Orden zurückschicken? Sie sind

auch arme, liebesbedürftige Menschen! — Aber da kommt ja mein gutes Rikele!"

Und richtig kam meine Mutter und brachte einige Flaschen Wein und einen guten Imbiß. Die Gläser klangen zusammen, und Friede und Fröhlichkeit war wieder hergestellt. Ja, Uhland, bei dem sonst eine Verstimmung gern längere Zeit anhielt, brachte noch einmal versöhnend das Gespräch auf Varnhagen und erzählte mit vielem Humor, wie ihn Varnhagens Nichten, Ottilie und Ludmilla Assing einst besuchten.

„Während Varnhagen und seine Schwestern viel auf äußeren Anstand hielten, waren diese Nichten höchst sonderbare Erscheinungen; sie hatten in die Stirn herein kleine blonde Löckchen und hinten hinab dicke, struppige Zöpfchen. Später erschien zu meinem Schrecken im Morgenblatt ein Gedicht von Assing an mich, das fing an:

Du küßtest einst mein Töchterlein
Zu Stuttgart auf die Wangen
Und sprachst: Laß dieses Küßlein mein
Zum Vater dein gelangen!

„Und ich habe das Töchterlein doch gewiß nicht geküßt!"

„Ach, leugne nicht! Freilich hast Du sie geküßt!" riefen unisono die Freunde und lachten wie die Kinder.

„Jetzt würde uns aber vor dem Mittagessen ein kleiner Spaziergang recht wohltun," sagte Schwab, und sie gingen durch den Baumgarten und die alte Stadtmauer entlang um die Kirche. Uhland äußerte seine Freude über die alten, vom Salpeter zerfressenen Mauersteine, die wie schwammartig durchlöcherte Kissen hervorragten.

„Sie nehmen sich," sagte er, „namentlich im Mondschein, gespenstisch schön aus, bilden bald Totenköpfe, bald alte Wappen; dieser da hat ganz das Gepräge eines Nonnenkopfes."

Kerner erzählte: „Ein Altertumsfreund aus Stuttgart hatte in der Nähe von Wimpfen am Neckar, wo er sich als Badegast aufhielt, in einem alten Gemäuer einen Stein entdeckt, auf dem eine Najade nebst römischer Inschrift zu sehen war. Er ging zum Bürgermeister des Dorfes und bat ihn um seinen Beistand, daß ihm der Stein gegen gute Bezahlung nach Stuttgart gesandt werde. Richtig kam auch der Stein bald nach der Rückkunft des Altertumsfreundes wohlverpackt in Stuttgart an, aber auf allen vier Seiten schön behauen. Der Bürgermeister hatte in seinem Eifer des Guten zu viel getan."

„Dem Stuttgarter Herrn geschah es schon recht" sagte Mayer, „warum hat er den alten Stein nicht an seiner Heimatstätte gelassen! Auch unbehauen hätte er in einem modernen Residenzgebäude unter andern gesammelten Raritäten eine unbedeutende Rolle gespielt."

„Aber durch die Altertumsvereine," meinte Schwab, „wird doch gar vieles vor Zerstörung bewahrt, was sonst in Wind und Wetter unterginge oder von unverständigen Bauern zerstört würde."

„Ei, bewahre!" sagte mein Vater; „die Bauern verderben selten etwas, sie gehen an Denkmälern, alten Inschriften und so weiter achtlos vorbei, und alte Bilder, Schnitzwerke, Glasgemälde und sonstige Antiquitäten waren wohlverwahrt in Rathäusern, Schlössern, Kirchen und Kapellen; fast jedes Dorf oder Städtchen hatte

irgend etwas Interessantes aus alter Zeit aufzuweisen, und waren es auch keine Kunstwerke, so hatten sie doch gerade für den Ort, wo sie waren, altertümlichen oder historischen Wert. Jetzt schickt jeder, der auf dem Lande Kunstsinn zu haben glaubt, namentlich auf höheren Wink der Kameralverwalter, alles, was sich in öffentlichen und Privatgebäuden Merkwürdiges findet, Glasgemälde Inschriften, Bilder, Schnitzwerke, Hellebarden, gewundene Säulen und so weiter in die Hauptstadt, damit es dort den Sammlungen einverleibt werde, und das Land wird immer mehr seiner alten, eigentümlichen Poesie entkleidet. Ja, nichts ist ärger als ein Schreiber, der Schönheitssinn besitzt, ein solcher ruiniert alles!"

Der Spaziergang hatte allen guten Appetit gemacht, und wenn auch beim Mittagessen im Schweizerhaus ein früherer Ausspruch Uhlands, Kerner esse, wenn liebe Freunde bei ihm seien, vor lauter Freude einen Kalbsschlegel allein, sich diesmal nicht bewahrheitete, weil es keinen Kalbsschlegel gab, so schmeckte doch das einfache schwäbische Essen: Kerbelsuppe, Ochsenfleisch mit Gurkensalat, Leberknöpfe (Klöschen) mit Zwiebelsauce und Kopfsalat, allen und besonders Schwab, dessen Leibgericht es war, ausgezeichnet gut.

Die Eigentümlichkeit Uhlands, alles stark zu salzen, namentlich die Suppe, noch ehe er sie gekostet hatte, fiel auch diesmal auf.

„Meine Frau," sagte Uhland, „will es oft nicht leiden, und auch Aerzte haben mir's schon gesagt, es sei schädlich."

„Ach was, die Aerzte! Die wissen gar nichts!" entgegnete mein Vater; „jeder Arzt beurteilt den Magen des Patienten nach seinem eigenen; was ihm schmeckt,

ihm gut tut, das, meint er, müsse auch den anderen gesund sein, und was ihm schlecht bekommt, das verbietet er auch anderen.

„Unser Freund Köstlin, der beste, gelehrteste Arzt, den ich kenne, verordnet den Kranken gern eingemachte Früchte, weil er sie selbst gern ißt und sie ihm gut bekommen; ich aber halte nichts für gesünder als Gurken und Boragen; ich habe ihnen zu Ehren auch einen Vers gemacht, der eigentlich als mein letzter Wille gelten soll:

Auf meinem Grabe sollen stehn
Gukummern *) und Boragen;
Die Menschen sollen vorübergehn —
Die Menschen machten mir nur Wehn,
Sie machten mir Behagen.

„Und" setzte meine Mutter hinzu, „obgleich die Boragen wie Unkraut im Garten wachsen, kauft er doch jedes Frühjahr von den Gärtnern eine Masse Boragensamen und steckt sie auf seinen Spaziergängen in fremde Aecker und Gärten, aus Angst, seine lieben Boragen könnten doch einmal ausgehen; ebenso macht er's auch mit den Gurken."

„Mit diesen habe ich auch einst eine sehr gute Kur gemacht," sagte mein Vater. „Es besuchte mich eines vormittags ein Hofmeister mit zwei Zöglingen aus einem prinzlichen Hause."

„Prinzliches Haus, das ist gut!" schaltete Uhland ein.

„Er sagte, er mache mit seinen Zöglingen eine Fußreise und möchte gern das Kloster Schöntal besuchen; der eine seiner Eleven sei aber an einem heftigen Ruhranfall erkrankt und könne die Reise nicht fortsetzen; ob

*) Gurken.

ich nicht so gut wäre, denselben in Behandlung zu nehmen, bis er den anderen Abend wieder zurückkehre? — ‚Recht gern!‘ sagte ich und behielt den jungen Menschen bei mir; es war ein liebes, zartes Herrchen, und ich erkundete bald, daß er den Tag vorher in Heilbronn zu viel Kuchen und sonstiges süßes Zeug gegessen hatte.

„Ißt Du auch gern Gurkensalat?“ fragte ich ihn bei Tisch.

„‚Ja, aber —‘

„‚Kein Aber! Iß nur tapfer drauf los, er ist Dir gesund.‘

„Der Kleine hatte etwas Fieber und Durst und der frische Gurkensalat schmeckte ihm außerordentlich. Abends bekam er zur Abwechslung warmen Gurkensalat, den mein Rikele so vortrefflich macht; er behagte ihm auch vorzüglich. Den andern Mittag saßen wir eben bei Tisch, da kam der Hofmeister. Schon unter der Tür fragte er ängstlich: ‚Wie geht es dem lieben Patienten?“

„‚O, ganz gut!‘ entgegnete ich, ‚er ist vollkommen gesund.‘

„‚Ich bin Ihnen unendlich viel Dank schuldig, Herr Doktor!‘ sagte der Hofmeister; ‚darf ich bitten, was bin ich schuldig?‘

„‚Nichts!‘ sagte ich.

„‚Aber Sie hatten doch Ausgaben für die Apotheke?‘

„‚Ei, bewahre! Ich habe ihn nur recht tüchtig Gurkensalat essen lassen, und jetzt ißt er, wie Sie sehen, zur Abwechslung Boragensalat.‘

„‚Ja, ich habe viel Gurkensalat gegessen!‘ rief triumphierend der Zögling.

„‚Die Gurken,‘ sagte ich, ‚enthalten viel schleimige und bittere Bestandteile, was auf die Gedärme sehr wohltätig einwirkt und in den Boragen ist Salpeter, der erfrischt und kühlt.‘

„Der Hofmeister schüttelte ungläubig den Kopf, und ich glaube, er war recht froh, als er seinen Zögling aus meinen ärztlichen Klauen wußte.“

Während des Mittagessens wurde auch das Trinken nicht vergessen. Der weiße, leichte Lindelberger, frisch vom Fasse heraus, mundete bei der Hitze doppelt gut, und meine Mutter wanderte oft zum Keller hinab. Sie tat's von Herzen gern.

„Ich muß heute ein kleines Mittagsschläfchen halten,“ sagte Schwab; „ich setze mich am besten hinunter in die luftige Laube.“

„Und wir, sagte Kerner zu Uhland und Mayer, „wollen uns in der Wohnstube auf Sofa und Armsessel gemütlich niederlassen, dort ist's am kühlsten.“

Bald lag alles in süßer Ruhe; doch ich, der Kobold des Hauses, wollte nicht schlafen; ich nahm mir einen Stuhl und setzte mich an den Eingang zu Haus und Garten, um etwaige Patienten abzuhalten, daß sie die Herren nicht im Schlaf störten. So mochte eine halbe Stunde vergangen sein; da kam den Berg herauf ein kleiner, älterer Herr in schwarzer Kleidung und blieb vor dem Hause stehen. Er war sehr verschwitzt, denn er kam trotz der Hitze zu Fuß von Heilbronn.

„Wohnt hier der Doktor Justinus Kerner?“ fragte er.

„Ja,“ sagte ich.

„Ist er zu Hause?“

„Ja, aber für den Augenblick nicht zu sprechen.“

„Ich bin ein großer Verehrer seiner Werke, interessiere mich auch sehr für Magnetismus und möchte eine seiner Somnambulen sehen und über einen Krankheitsfall befragen."

„Eine Somnambule hat er gegenwärtig nicht, aber kommen Sie einmal herein in den Garten: sehen Sie, dort in der Laube ist ein Herr, der ist somnambul und liegt gerade in magnetischem Schlafe; schreiten Sie vorsichtig und leise auf ihn zu, legen Sie ihm eine Hand auf die Herzgrube, die andre auf die Stirn und richten Sie mit lauter Stimme Ihre Fragen an ihn, dann wird er Ihnen antworten."

Der schwarze Herr, sehr erfreut, so schnell an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, schritt auf den Zehen zu Schwab heran, und während er die eine Hand auf Schwabs Stirn legte und mit der anderen Hand durch die Weste auf die Herzgrube zu kommen suchte, erwachte Schwab und fuhr in tödlichem Schrecken mit einem Schrei von der Bank auf. Er glaubte, ein Dieb wolle ihm seine Uhr stehlen, und packte den Herrn am Halse.

„Unverschämter Gauner! Nichtswürdiger Halunke!" rief er.

Der Herr war vollständig zerknirscht und ließ die Arme schlaff herabhängen, als hänge er bereits am Galgen.

„Ich wollte nur —", dann versagte ihm vor innerem Jammer die Stimme.

„Ja, freilich wollten Sie nur!" schrie Schwab.

Ich sprang schnell in das Haus und rief meinen Vater, Uhland und Mayer, sie sollen in den Garten herabkommen, es sei etwas ganz Merkwürdiges passiert, und erzählte ihnen flüchtig den Vorgang. Als sie

herabkamen, hatte sich die Situation so weit geklärt, daß Schwab und der schwarze Herr friedlich nebeneinander auf der Bank saßen und sich den Schweiß von der Stirn trockneten, als hätten sie einen großen Kampf gekämpft.

„Es ist ein Mißverständnis, sagte Schwab, „und daran ist nur der Theobald schuld!"

„Ja, es war ein unseliges Mißverständnis," seufzte der schwarze Herr; „ich glaubte, der liebe Herr hier befinde sich in magnetischem Schlafe, wie mir ernsthaft versichert wurde; aber ich kann mirs nie verzeihen, daß ich den Herrn so erschreckt habe; ich bin der Schulrat Kilzer aus Frankfurt und wollte den Herrn Doktor Justinus Kerner kennen lernen."

„Der bin ich!" rief mein Vater; „und das sind meine Freunde Ludwig Uhland, Karl Mayer und Gustav Schwab, und der Schlingel da, der Sie so seltsam bei Schwab eingeführt hat, ist mein Sohn Theobald."

Der Schulrat war freudigst überrascht, sich plötzlich im schwäbischen Dichterwald zu sehen, und konnte nicht genug sein Glück rühmen, die jetzt persönlich kennen zu lernen, mit deren Gedichten er schon oft seine Schüler in der Literaturstunde bekannt gemacht hatte. Der vielbelesene Mann unterhielt sich namentlich mit Schwab sehr gut, doch plötzlich schien ihn immer wieder eine quälende Erinnerung zu erfassen, und dann drückte er Schwab die Hand und sagte:

„Aber, bester Herr Oberkonsistorialrat, Sie sind mir doch nicht böse?"

„Nein, gewiß nicht! Warum sollte ich?" versicherte Schwab und verbreiterte seinen Mund mit den großen

weißen Zähnen zum gutmütigsten Lächeln; insgeheim schlug ihm wohl auch das Gewissen, daß er den ehrlichen Schulrat einen Gauner genannt hatte.

„Der Wagen ist angefahren!" wurde gemeldet, und jetzt kam es zum Scheiden. Uhland, ein Mann strengster Pflicht und der Uhr (darum von dem Reisenden nicht mit Unrecht für einen Uhrmacher gehalten), hatte sich trotz aller Bitten nicht bewegen lassen, länger als die vorherbestimmte Stunde zu bleiben, und Schwab und Mayer fuhren mit ihm. Innig umschlangen sich die Freunde und küßten sich. Selbst dem trockenen Uhland schien der Abschied diesmal recht schwer zu fallen. Traurig schauten wir dem Wagen nach, bis er am Berg unten um die Ecke verschwand. Kilzer blieb da, doch war der Abend still und Kerner traurig; er fühlte sich vereinsamt. Ahnte er, daß die vier Freunde sich heut zum letztenmale so fröhlich in Weinsberg vereint zusammengefunden hatten?

Der erste, der dem Freundeskreise, den nur der Tod trennen konnte, entrissen wurde, war der jüngste und kräftigste unter ihnen, Gustav Schwab; dann starben meine Eltern, bald darauf Uhland, zuletzt Karl Mayer. — Alle, welche an jenem schönen Sommertage im Kernerhause froh vereint beisammen saßen, sind längst tot; nur ich, der Kobold des Hauses, der einst den friedlich schlummernden Schwab so schnöd des Somnambulismus zieh, lebe noch, bin aber, allen Uebermuts entkleidet, jetzt auch ein alter Mann geworden und denke, während ich dies niederschreibe, wehmütig zurück an die lichten Tage meiner Jugend.

Weinsberg. *Herrliche Lage am Fusse der Weibertreu, umgeben von den lieblichen Wäldern der Löwensteiner Berge, mit wunderbaren Ausblicken in das gesegnete Weinsberger Tal. Sehenswürdigkeiten: Das* ***Kernerhaus*** *mit dem* ***Geisterturm*** *und dem* ***Denkmal Justinus Kerners,*** *der* ***Friedhof*** *mit den* ***Kernergräbern,*** *die altehrwürdige* ***Burg „Weibertreu“,*** *die alte* ***Stauferkirche,*** *die* ***Gerichtslinde,*** *in deren Nähe die Ritter im Bauernkrieg ermordet wurden, das* ***Römerbad*** *und die* ***K. Heilanstalt.*** *Hübsche Spaziergänge in die umliegenden Wälder und nach der 5 Km. entfernten, mit der Bahn in 10 Minuten zu erreichenden Handels- und Fabrikstadt Heilbronn. Gute Gasthöfe, Privatpensionen, billige Preise.*

Auskunft erteilt das Stadtschultheissenamt und die Vorstandschaft des Justinus-Kernervereins.

Der Justinus Kerner-Verein in Weinsberg, e. V.

hat sich die Aufgabe gestellt, **das von Justinus Kerner im Jahr 1822 erbaute Kernerhaus, das so lange Jahre der Mittelpunkt der Dichter und Denker der Romantikerzeit war, zu erhalten, die Kenntnis der Werke Justinus Kerners und seines Freundeskreises zu fördern und die Gegenstände zu sammeln, welche mit der Person des Dichters, mit seiner Familie und seinem Freundeskreise im Zusammenhang stehen.**

Zur Erfüllung seiner idealen Aufgabe lässt er an alle, die einen Sinn für unsere vaterländischen Dichter und deren Schöpfungen haben, freundliche Einladung zum Beitritt ergehen.

Der Jahresbeitrag beträgt nur **2 Mark.** Anmeldungen nimmt der Vorstand, Ausschuss und jedes Vereinsmitglied entgegen.

Die Mitglieder des Justinus Kerner-Vereins erhalten jedes Jahr als Vereinsgabe **einen Band der vom Verein herausgegebenen Kernerbücher,** sowie den **Jahresbericht,** und haben für sich und ihre nächsten, mit ihnen in häuslicher Gemeinschaft lebenden Familienangehörigen **freien Eintritt ins Kernerhaus** und ins **Schillermuseum in Marbach.** Neueintretente Mitglieder erhalten die früheren Bände der Kernerwerke zum Selbstkostenpreis nachgeliefert.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

JUL - 8 '55 H

48546.3.3
Das Kernerhaus und seine gaste.
Widener Library
003387094
3 2044 087 176 525